

Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
Bomhard, Heinz von Dr.Hptm.u.Ltr. d.Ausl.Tel.Prüfst.(ATP)	2023	I	
katalogisiert Seite: 90 S. Sachkatalog: Juden IV - Dänen Bes.Geb. B VII - 1.Inn. Abwehr IV - 2.Kopenhagen Rüstung VII - Raketen Abwehr IV - 3.Kopenhagen Widerstand IV - Dänemark Bes.Geb. B VII - 1.Mil. Widerstand III - Kopenhagen			Personen: Bomhard, Heinz von.Dr. Schulz, Günther.Dr.(ATP) Barandon, Paul Dr.Ges. Billig, Karl.Dr.(IG) Howaldt, Hans Kpt.z.S. Andersen, Hptm. Canaris, Wilhelm.Adm. Wilhelmsen, Mils Erik. Engelmann, Hans Wolfram von.Obst. Nordenthof, Obstltn.(dän.) Vermehren, Erich,Dr.
katalogisiert Seite: Sachkatalog:			Personen: Bovensiepen, Otto.SS-Staf. Hanneken, Hermann von Gen. Wurmbach, Adm. Ohletz, Obstltn.i.G.(LW)
katalogisiert Seite: Sachkatalog:			Personen:
katalogisiert Seite: Sachkatalog:			Personen:
katalogisiert Seite: Sachkatalog:			Personen:

Institut für Zeitgeschichte Archiv

75-202311-2

Aufz. Dr. Heinz v. Bomhard (März 1950):
Erinnerungen 1942 - 45. - 90J.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kopenhagen

Die erste Zeit
(1942/43)

Institut für Zeitgeschichte	
Akt. 448470	ZS 2023
Rep.	Dr. Ho

Im Sommer 1942 übernahm ich die Leitung der Auslandstelegrammprüfstelle Kopenhagen.

Das Schicksal schien mir diesen Posten mit besonderem Nachdruck zgedacht zu haben. Im Januar 1942 hatte ich ihn, als er mir zum ersten Mal angeboten wurde, aus verschiedenen, auch gesundheitlichen Gründen schon einmal abgelehnt. Nun kam das OKW erneut darauf zurück. Dänemark und besonders Kopenhagen galt damals in Berlin als "beste Garnison Europas". Im Juni 1942 nahm ich an. Damit begann eine schöne und bedeutungsvolle Zeit.

Stadt und Land waren mir ziemlich gut bekannt. In den letztvergangenen Jahren war ich als Technischer Berater für das nordische Farbengeschäft der IG regelmässig zu Besuchen unserer Geschäftsfreunde dorthin gekommen. Meine dänischen Sprachkenntnisse reichten zum Zeitungslesen aus, und ich kannte eine Menge Leute. So war es erklärlich, dass man sich in Berlin von einer Versetzung nach Kopenhagen etwas Nützlichliches versprach.

Nach der Occupation durch die deutschen Truppen im Frühjahr 1940 behandelten wir Dänemark, mit dem im Augenblick des deutschen Einmarschs ein ungekündigter Nichtangriffspakt bestand und das unserer Wehrmacht keinen nennenswerten Widerstand geleistet hatte, nicht als "Besetztes Gebiet", sondern als neutralen, souveränen Staat, der unter unseren militärischen Schutz getreten war. Ermöglicht wurde dieses für Dänemarks Kriegsschicksal so vorteilhafte Arrangement durch die realistische Politik klugen Nachgebens, die der dänische Ministerpräsident Hansen in den kritischen Stunden des 9. April 1940 mit Unterstützung seines Königs verfolgt und durchgesetzt hatte. Dieser ehemalige Zigarrenarbeiter, ein kraftgeladener, allen heiteren Genüssen des Daseins aufgeschlossener Lebenskünstler, vermochte es durch das Gewicht seiner bedeutenden Persönlichkeit, die Dänen von allen heroischen Torheiten abzuhalten, die ohnehin dem Volkscharakter nicht entsprochen hätten. So kam es nach kurzen, symbolischen Kugelwechseln an der Grenze und in Kopenhagen zu einer Übereinkunft, die sich für Dänemark sehr günstig auswirken sollte. Die Souveräni-

Digitized by Institut für Zeitgeschichte

*1) die Kön. Musee war viel stärker atlantisch-
angelsächsisch orientiert als die Musee.

Institut für Zeitgeschichte

Archiv

tät des Landes, Verfassung und Verwaltung mit dem Monarchen an der Spitze blieben voll in Kraft und in Funktion. Wir mischten uns in die inneren Angelegenheiten bis 1942 nur wenig und dann in diplomatischen Formen ein; unsere Gesandtschaft in Kopenhagen blieb bestehen und vermittelte den Verkehr der beiderseitigen Regierungen. Die kleine, im Frieden als überflüssig angesehene und daher vernachlässigte dänische Wehrmacht wurde nicht angetastet, und zwischen den beiderseitigen Offizierkorps bestand Grossverpflichtung, die allerdings vonseiten besonders der dänischen Marine von Anfang an nur widerstrebend und nur dann, wenn es sich wirklich nicht vermeiden liess, eingehalten wurde. *)

Massgebend für die berliner Haltung war dabei neben Gründen internationaler Propaganda, die ein Beispiel deutscher Vertragskorrektheit und deutschen guten Willens geben wollte, vor allem auch die richtige Erwägung, dass die für Deutschlands Kriegshaushalt dringend wichtigen landwirtschaftlichen Lieferungen und andere Leistungen des Landes im Guten leichter zu erhalten seien als unter Reibungen und Zwang. Eine ähnliche Lösung sollte übrigens nach Hitlers Intentionen auch in Norwegen gefunden werden, scheiterte dort aber an dem un-zweckmässigen Vorgehen insbesondere der Deutschen Gesandtschaft, die in ihrer Angst vor dem Landesgruppenleiter der Partei von König Haakon die Einsetzung Vidkun Quislings als Ministerpräsidenten verlangte. An dem verständlichen Widerstand des Monarchen gegen dies Verlangen zerschlugen sich die anfänglich günstig verlaufenen Verhandlungen.

In der ersten Besatzungszeit unterstützten gewisse Parteistellen und -persönlichkeiten den dänischen Nationalsozialismus, einen mehr als kümmerlichen Ableger der deutschen NSDAP ohne Daseinsberechtigung und Lebenskraft, mit Geld und Einfluss. Tatsächlich fehlten in Dänemark alle Voraussetzungen für ein solches Gebilde, und auch ein besser befähigter Kopf als der unbedeutende Frits Clausen, der "Fører" der dänischen Nationalsozialisten, hätte das spärliche Treibhausgewächs nicht zum Gedeihen bringen können. Bald liess denn auch das deutsche Interesse daran weitgehend nach. Man sah ein, dass wir nichts ernteten als verschärfte und verbitterte Opposition der massgebenden Kräfte und Schichten des Landes, die wir, zum mindesten zu Anfang der Besetzung, zu gewinnen hofften, und so stellte man trotz seines Schmöllens Frits Clausen in die Ecke. Das Verdienst dieser Schwenkung

kommt in erster Linie Dr. Best zu, der auch über genügend Autorität bei den obersten Instanzen verfügte, um seine Linie durchzusetzen, während sein Vorgänger, der Gesandte von Renthe-Fink, in beständiger Angst vor der Partei lebte und deshalb zu keiner verhünftigen Politik fähig war.

Die massgebenden Persönlichkeiten in Regierung und Verwaltung begegneten uns im allgemeinen mit kühler und zurückhaltend-korrektur Höflichkeit. Die Zusammenarbeit vollzog sich reibungslos, wobei die dänischen Herren aber gelegentlich ihre Fähigkeit überschätzten, die deutschen Stellen mit bauernschlaue Bonhomie übers Ohr zu hauen, nicht anders, als es auch bei uns in Bayern nach 1945 mit der Besatzungsmacht des öfteren versucht wurde. Die inoffizielle Begleitung zur offiziellen Melodie besorgten im ersten Teil des Krieges, als man uns noch Chancen gab, prodeutsche Kreise und Persönlichkeiten. Später, als der Umschwung deutlich wurde und es mit uns abwärts ging, betraten dafür die verschiedenen Widerstandsgruppen die Scene. Sie bewegten sich in allen Schattierungen der Aktivität zwischen passiver Resistenz und offener gewaltsamer Sabotage. -

Eigentlich hatte ich im Juli 1942 vor Antritt meines kopenhagener Dienstes noch in Berlin das Erscheinen meines Sohnes abwarten wollen, der dort am 20. 7. das Licht der Welt erblickte, aber mein Urlaub lief vorher ab und ich musste reisen. So erfuhr ich das freudige Ereignis in Kopenhagen über die direkte Leitung zum OKW. Mutter und Kind befanden sich ausgezeichnet. Das Neugeborene wog über 9 Pfund. Es war aller Anlass zu gehobener Stimmung.

Der Lebensstandard Dänemarks war im Sommer 42 praktisch noch friedensmässig. Die heitere, lebensfrohe, elegante Stadt, mit Nahrungsmitteln und Bedarfsgütern noch reich versorgt und vom Kriege praktisch unberührt, hatte keinen ihrer vielen Reize eingebüsst. Der Däne ist nach Anlage und Erziehung ein Lebenskünstler von hohen Graden, allen angenehmen Seiten des Lebens aufgetan, humorvoll, heiter und gesellig. Es gibt auch andere, düstere Seiten seines Wesens, die sich bei näherem Kennenlernen seiner Menschen und auch seiner Literatur enthalten, sie treten aber besonders bei oberflächlicher Berührung kaum in Erscheinung. Und so entwickelte sich nach einer kurzen Zeit der Eingewöhnung mein kopenhagener Dasein beinahe ideal. Die dienstlichen Verhältnisse, auf die gleich näher eingegangen werden soll, waren angenehm, und dazu erschloss sich mir die schöne, kultivierte Stadt mit allen ihren Schätzen, ihren Sammlungen und Bibliotheken, mit Theatern und

Schlössern und Vergnügungsstätten, wie dem weltbekannten Ti-voli, und vielen Stätten kulinarischer Genüsse. Dazu kam noch der landschaftliche Reiz der Umgebung.

Die berühmte königliche Bibliothek verfügte über einen reichen Schatz an Büchern aller Gebiete und Kultursprachen, soweit sie bis zum Zeitpunkt der Besetzung, also bis zum April 1940, erschienen waren. Sie wurden ohne jede Gebühr, nur gegen eine Quittung grosszügig ausgeliehen; man füllte einen Zettel mit Name und Wohnung aus, unterschrieb, dass man die Bücher - es wurden zwei Bände auf einmal ausgeliehen - in gutem Zustande nach längstens 6 Wochen wieder abliefern wollte, und konnte die Werke dann nach Hause nehmen. In diesen reichen Beständen konnte ich mehr als zwei Jahre lang schwelgen. Ein Leben des Geistes, voll genährt aus diesen reichen Quellen, tat sich neben und über dem Alltagsdasein auf, ein köstliches Geschenk dieser Jahre, und ich nahm mir Zeit es gründlich auszukosten. Seit der Studentenzeit waren solche Möglichkeiten nicht mehr gegeben, das Leben liess weder Zeit noch Sammlung zu einer Lektüre breiter Streuung und ruhiger Kontinuität; man lernte nur durch Leben, nicht durch Lesen. Jetzt war die Welt, die Wissenschaft und auch man selbst um Zwanzig Jahre weiter, und hier standen skandinavische, angelsächsische, deutsche und französische Werke aller Wissensprovinzen in fast universalem Reichtum zur Verfügung. Geschichte und Politik, Medizin und Naturwissenschaften, Religion und Philosophie kamen zu ihrem Recht, Biographien und viele Jahrgänge grosser ausländischer Zeitungen wurden gelesen. Die reiche internationale Memoirenliteratur des ersten Weltkriegs und der Nachkriegszeit ergänzte die Kenntnis und Erkenntnis über Deutschland, ein mehrbändiges, sehr ausführliches "Jüdisches Lexikon" vermehrte Einsicht und Verständnis für die Probleme dieses Volkes. Besonders beeindruckten mich Bücher des wiener Nervenarztes Stekel ("Erziehung der Eltern"), Tolstojs "Krieg und Frieden" in einer schönen englischen Ausgabe und die Durchsicht von mehr als 40 Jahrgängen der "Times". Obwohl viel deutsche Emigrantenliteratur und andere bei uns verfeimte Bücher auflagen und auch ausgeliehen wurden, so fiel zum Glück die Aufmerksamkeit der Besatzungsmacht bis zum Schluss nicht auf die Bibliotheken, auch dann nicht, als der SD und die SS Deutschland seit 1943 repräsentierten. Sie wurden eben auch von Deutschen Lesern kaum benutzt; es wurden mir ausser meinem eigenen nur zwei weitere Fälle gelegentlicher Benutzung durch Deutsche

bekannt. -

Bei meinem Dienstantritt stand die Auslandstelegrammprüfstelle, im folgenden mit ihrer militärischen Abkürzung "ATP" genannt, nicht im besten Ruf. Sie war mit ihren 5 Offizieren und etwa 20 Prüfern beiderlei Geschlechts wiederholt unangenehm aufgefallen. Meine beiden Vorgänger scheiterten unter ziemlich kräftigen Skandalen wedekindschen Kolorits. Bei wenig anstrengendem Dienst und guter Verpflegung hatten sie ihren alkoholischen und erotischen Verbrauch zu sehr gesteigert und in ihren Lebenswandel auch einige weibliche Mitglieder der Dienststelle einbezogen, merkwürdigerweise gerade die ältesten und hässlichsten. Dieser grobe Verstoss gegen die elementarsten Regeln einer geordneten Geschäftsführung rächte sich unvermeidlicherweise. Die Herren mussten kurzfristig abgelöst und wegversetzt werden. Wie oft in solchen Fällen im Dritten Reich fielen sie allerdings die Treppe, militärisch gesehen, hinauf und bekamen grössere Wirkungsbereiche im besetzten Osten, wo man es in diesen wie in anderen Dingen nicht genau nahm. Dort lebten sie sich dann aus, bis die grosse Flut sie verschlang. - Dem inneren Gefüge der ATP waren diese Vorgänge verständlicherweise ebenso schlecht bekommen als ihrem Renommé, sie beeinträchtigten auch ihr Verhältnis zur Abwehrstelle ("Ast"), sie geriet gewissermassen unter Kuratel. Dieser unerwünschte Zustand besserte sich aber in der Folge schnell. Der Auftrag Berlins, die ATP so schnell als möglich in Ordnung zu bringen, konnte, gestützt auf die nötigen Vollmachten und das gute Einvernehmen mit der Zentrale, bald erfüllt werden. Der zuständige Referent im OKW, im Zivilberuf hamburgischer Verleger von hanseatischer Korrektheit, ging auf alle Vorschläge personeller und sachlicher Art bereitwillig und wirkungsvoll ein. Ein paar störende Elemente unter den Prüfern wurden sehr kurzfristig nach Oslo oder in die Heimat versetzt - beides etwa gleich unbeliebt - und dadurch die Ordnung rasch wiederhergestellt. So wurde die Luft schnell wieder rein und wir gewannen jedes gewünschte Mass an Bewegungsfreiheit zurück. In der Folge lief die Stelle ohne jede Reibung und, wie mir nach dem Kriege versichert wurde, zur allgemeinen Zufriedenheit glatt und wirkungsvoll.

Besonders erfreulich entwickelte sich mein Verhältnis zum stellvertretenden Leiter unserer Stelle Hauptmann Dr. Schulz. Er war im zivilen Leben berliner Rechtsanwalt und Notar, in Stettin geboren und aufgewachsen, und etwa 8 Jahre

älter als ich. Sein Beruf, der ihn mit so viel Allzumenschlichem in Berührung brachte, hatte ihn Duldsamkeit und Nachsicht gegen die menschlichen Unvollkommenheiten gelehrt. Klug und gerecht von Naturanlage, belächelte er lieber die Schwächen seiner Mitmenschen als ihre Fehler zu verurteilen. Nur in einem Punkt konnte er masslos und unbeherrscht werden: wenn nämlich sein Hass gegen Hitler oder die SS durchbrach. Er nannte ihn in solchen Augenblicken nur "das beast". Über die Methoden der SS im besetzten Osten, speziell über ihr Vorgehen gegen die Juden wusste er viel durch besondere Beziehungen, und ich erfuhr damals durch ihn zum ersten Male zuverlässig von diesen Dingen. Meine münchener Familie hatte zwar schon früher allerhand darüber erzählt, aber ich kannte ihre gefühlsbetonte Art, die Dinge ohne Rücksicht auf den objektiven Tatbestand je nach eigener Sympathie oder Antipathie weiss oder schwarz darzustellen - in diesem Falle schwarz. So hatten diese familiären Berichte für meine Urteilsbildung wenig Wert, besonders nachdem sich in mehreren nachprüfbaren Fällen ihre Unzuverlässigkeit erwiesen hatte. So erreichten diese Erzählungen bei mir meistens das Gegenteil der angestrebten Wirkung. - Bei Schultz' Berichten war das anders. Seine Gerechtigkeit und juristische Gewissenhaftigkeit liessen ihn auch bei seinem Erzfeind Hitler das Positive anerkennen. Er hatte eben kein Talent zum Fanatismus. So wogen seine Berichte mit ihrer vollen Last. Zusammen mit dem, was ich durch andere dienstliche und persönliche Beziehungen jetzt erfuhr, beeinflussten sie meine Stellung zum NS-Regime erheblich. Das zurückgezogene Leben der ersten Kriegsjahre in Frankfurt war ja zu Ende und der Horizont begann sich wieder nach allen Seiten auszuweiten. - Schulz und ich waren auch ausser Dienst viel zusammen. Er lernte eifrig und systematisch dänisch und brachte es sehr bald dahin, sich mit dänischen Bekannten mühelos über Alltäglichkeiten unterhalten zu können.

Man sollte es übrigens kaum für möglich halten, und doch war es so, dass nur sehr wenige der in Dänemark für längere Zeit stationierten Offiziere Interesse an der Landessprache fanden, sogar dann nicht, wenn sie ihre dienstlichen Aufgaben ohne solche Kenntnis nicht richtig erfüllen konnten. Ein Referent der Ast z.B., dessen Dienstbereich sich fast nur auf dänische Texte erstreckte, lernte in mehr als vier Jahren nicht einmal genug dänisch, um die Überschriften der Zeitungen verstehen zu können. Die ausserdienstlichen Interessen der meisten blieben erfahrungsgemäss auf gutes Essen und Trinken, Skat und im Sommer Baden beschränkt. - Der für mich nahelie-

gende und in diesen Kriegsjahren oft gezogene Vergleich zwischen dem Leistungsniveau höherer Offiziere und leitender IG-Farbenfunktionäre fiel auch bei diesem Anlass wieder, wie meistens, zu Gunsten meiner zivilberuflichen Umgebung aus. Solche Betrachtungen konnten den Wunsch, bald wieder in diese Umgebung zurückzukehren, nur vertiefen. Um so unerfreulicher wurde im weiteren Kriegsverlauf der immer stärkere Zweifel an dem Weiterbestehen unseres Weltunternehmens in gleicher Form und unter alter Führung. Schon 1944 musste man sich diese Frage mit hoher Wahrscheinlichkeit verneinen. Noch heute erfüllt es mich mit Befriedigung, dass ich damals aus dieser Anschauung praktische Folgerungen für die Herren unserer dänischen Vertretung zog, die ihnen im weiteren Verlauf wesentliche Vorteile brachten.

Besatzungstruppen sind selten beliebt, und schon garnicht bei einem so individualistischen und druckempfindlichen Volke wie den Dänen. Einen Zwang, wie er unserem obrigkeitsgewohnten und behördenfrommen Volk noch ganz normal erschien, hätten die Dänen nicht einmal von ihren eigenen Behörden, geschweige denn von fremden Eindringlingen ertragen. Im Jahre 1942 war das gegenseitige Verhältnis im Rahmen des Möglichen aber noch ganz gut. Das Reich stand damals äusserlich noch so ziemlich auf den Beinen und war die einzige Macht, mit der Dänemark in der nächsten Zukunft praktisch zu rechnen hatte. Unsere kopenhagener Besatzungspraxis strebte nicht ohne Grosszügigkeit nach Austausch und Zusammenarbeit. Wenn Störungen eintraten, so kamen sie durch Eingriffe Hitlers, Ribbentrops oder Himmlers. Sowar die politische Atmosphäre damals arm an akuten Reibungen und manche gute menschliche Beziehung zwischen Deutschen und Dänen gedieh in diesem milden politischen Klima. Die dänischen Bauern verdienten so gut wie noch nie, und ihr Absatz war zu günstigen Preisen praktisch voll gesichert. Auch im breiten Volk der Hauptstadt stand man uns keineswegs unfreundlich gegenüber. Der Widerstand, soweit er überhaupt fühlbar wurde, kam hauptsächlich aus der liberalen, intellektuellen Oberschicht in Kopenhagen; von den Universitäten und aus der Hofgesellschaft. Es gab damals noch einen gewissen gesellschaftlichen Verkehr zwischen uns und den Dänen, der später, seit August 1943, praktisch aufhörte.

Mein Kreis blieb klein; ich zog ruhige Abende dem Anwachsen gesellschaftlicher Verpflichtungen vor. In jungen

+) Ausgleich

Jahren war ich genug ausgegangen und wusste, wie viel oder wenig man davon haben kann. Ich spielte Bridge mit Oskar Mitis, einem Attaché unserer Gesandtschaft, einem fidelen, dicken Österreicher, der aus dem wiener auswärtigen Dienst stammte und sich darauf einiges zugute tat. Sein Vater, ehemals Leiter des k.k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, hatte ein gutes Buch von hohem Quellenwert über den Kronprinzen Rudolf geschrieben, das im Inselverlag erschienen war und aufgrund intimer Kenntnis zum ersten Mal Licht in die Vorgänge beim Tode Rudolfs in Mayerling brachte. Herbert Horn, Vertreter der "Ufa" in Dänemark, und Franz Hvass, Abteilungschef im dänischen Aussenministerium, waren die anderen beiden Partner. Mit Horn kam ich in der Folge immer öfter zusammen, besonders nachdem er seine attraktive junge Frau hatte nachkommen lassen und ein nettes Haus machte. -

Bald kam ich auch ins Haus unseres Gesandten Barandon, das durch die kultivierte und vielseitige Belesenheit des Hausherrn und durch seine gute Küche lohnend war. Man traf dort oft angenehme Leute, darunter das Beste dessen, was an Dänen mit uns Deutschen verkehren wollte oder konnte. - Dazu entwickelte sich noch ein netter Verkehr bei drei oder vier dänischen Familien, die Mut und Unabhängigkeit genug besaßen ihre deutschen Sympathieen zu zeigen.

Dabei ergaben sich gelegentlich spezifisch dänische Nuancen. So kam einmal im schönen Haus eines Verlegers nach dem Abendessen das Dienstmädchen, eine jütländische Unschuld vom Lande, ganz unbefangen mit ihrer Handarbeit ins Zimmer und setzte sich auf eine halbe Stunde zur Dienstherrschaft und ihren Gästen, die ihr, wie sie erklärend bemerkte, wirklich gut gefielen. Schulz und ich, die Gäste, sprachen damals schon genug dänisch, um einen Abend in der Landessprache zu bestreiten, und so machte die Conversation keine ernstlichen Schwierigkeiten. Diese domestikale Gastrolle war aber selbst nach den sehr demokratischen dänischen Begriffen etwas frei, doch waren Dienstmädchen dazumal in Kopenhagen kostbarer und seltener als weisse Falken, schwer zu bekommen und oft noch schwerer zu halten. So wurden sie behandelt wie Primadonnen, um ihre gute Laune zu bewahren.

Mit unserer kopenhagener IG-Vertretung hielt ich von Anfang an freundschaftliche Fühlung, vor allem mit dem einen ihrer Leiter, Billig. Er war sudetendeutscher Abkunft und naturalisierter Schwede. Sein im Einvernehmen mit Frankfurt angebotener Zuschuss von zunächst 50 Kronen, später 100,

Aus den Kassen der "Anilin" verbesserte fühlbar meinen finanziellen Status; denn Dänemark war Devisenausland, und so blieben wir dort im wesentlichen auf unsere Dienstbezüge angewiesen, denn Geldüberweisungen aus der Heimat waren nur im kleinsten Masstab zulässig. Zusammen mit einem kleinen transferierbaren Betrag aus Deutschland verfügte ich alles in allem über etwa 650 Kronen monatlich bei freier Wohnung im Hotel. Die Verpflegung ging auf eigene Rechnung. Bei zweckmässiger Einteilung und einfachem Leben kam ich mit weniger als der Hälfte aus, ohne mir etwas wesentliches versagen zu müssen, der Rest stand zur Versorgung der damals schon recht knapp gehaltenen Heimat zur Verfügung. Zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben habe ich damals, um eine geordnete Verteilung zu erreichen, über diese Ausgaben Buch geführt, und zwar über Inhalt und Kosten der Lebensmittelsendungen. Es gingen in zweieinhalb Jahren Pakete im Wert von rund 10000.- Dänekronen nach Hause an meine Familie und an viele Freunde und Bekannte. Im eigenen Haushalt in Weitnau haben uns die Vorräte noch lange die Hungerrationen der Nachkriegszeit fühlbar aufgebessert.

Abwehr.

Wir gehörten, ebenso wie die Abwehrstelle, zum sogenannten "Erweiterten Stab" des Wehrmachtbefehlshabers Dänemark, General von Hanneken. Praktische Bedeutung gewann diese Zuteilung kaum; ausser gelegentlichen Einladungen zur Mittagstafel oder Vorträgen über die Lage, wie Hanneken oder sein Chef des Stabes sie ansahen, ergaben sich keine näheren Beziehungen. Der Befehlshaber konnte weder menschlich noch sachlich viel Interesse erwecken. Trotz seiner hohen, massigen Erscheinung wirkte er farblos und primitiv, ein Landsknecht, im Geistigen ohne Profil und Eleganz. Er entstammte wie viele führende Offiziere der alten Reichswehr dem ehemaligen 3. Garderegiment zu Fuss der alten preussischen Armee. Er war ein typischer Bürogeneral, der den überwiegenden Teil seiner Laufbahn in Stäben und Ämtern Dienst getan hatte. Mit der Truppe hatte er dagegen kaum je Verbindung.

Kopenhagen war abwehrmässig für beide kriegführenden Parteien wichtig, für unsere Gegner mehr noch als für uns. Der britische Nachrichtendienst, der sachlich im Norden dominierte - die Amerikaner traten daneben kaum in Erscheinung, und die Russen waren ein Fall für sich - benützte die Stadt als Einfallstor zum Kontinent; es war natürlich nicht sein einziges. Ausserdem liefen hier die Fäden zu den Organisationen des dänischen Widerstandes, die durch die Royal Air Force mit Waffen, Sprengstoffen und Sabotagematerial versorgt wurden. Die Engländer arbeiteten von Stockholm aus. Von den Dänen erhielten sie in immer steigendem Maasse jede denkbare Unterstützung.

Nach alter Tradition bedienten sie sich für ihre Erkundungstätigkeit bevorzugt der Oberschicht des Landes. Ihr erfolgreichster Agent war ein sehr bedeutender dänischer Geschäftsmann mit weitreichenden und ergiebigen Beziehungen zu Staat, Partei und Wirtschaft in Deutschland, ein Mann von bemerkenswerten Fähigkeiten und Erfolgen. Er liess sich seine Arbeit für England etwas kosten; nach seiner eigenen Angabe verwendete er im Jahre zwischen 70000.- und 100000.- Dänenkronen für diese Zwecke. Diese Summen flossen aus eigener Tasche. Vom britischen Nachrichtendienst nahm er erwiesenermassen keinen Shilling. Auf seinen interessanten Fall wird noch zurückzukommen sein. Er sollte für Dänemark gegen Kriegsende bedeutungsvoll werden. - Ein anderes Zentrum des britischen Geheimdienstes bestand bei Hofe. König Christian stand, wie wir wussten, mit den Führern der Widerstandsbewegung in enger Fühlung und bildete gewissermassen das Ehrenpräsidium der Sabotagegruppen, während sich Kronprinz Frederik abseits hielt, um für den Fall einer schweren Panne, die seinem Vater den Thron hätte kosten können, intakt und auch in deutschen Augen nachfolgefähig zu bleiben.

Neben diesem "grossen Spiel" verwandten die Engländer aber auch viel Geld und Sorgfalt auf die Kleinarbeit. Sie bauten, begünstigt durch die Verhältnisse, im Lauf der Zeit einen recht effektiven Apparat auf. Er wurde von Stockholm aus gesteuert und diente der Organisation des Widerstandes wie auch der Nachrichtenbeschaffung. Ihm stand als Gegenspieler unsere Abwehr gegenüber.

Der "Krieg im Dunkel", der sich daraus zwischen den Geheimdiensten entwickelte, stellte an die Persönlichkeiten, die ihn führten, ziemlich hohe Anforderungen. Das Referat III F, das ihn in erster Linie leitete, war gut besetzt. Hauptmann Andersen, der verantwortliche II F - Mann, stamm-

te von der deutsch-dänischen Grenze, sprach beide Sprachen vollkommen fließend als Muttersprachen und hatte durch seinen Zivilberuf als Fischgrosshändler gute Beziehungen und die Fähigkeit, mit allem Volk gut umgehen zu können. Ein guter Abwehrmann braucht Menschenkenntnis, Lebenserfahrung und Einblick ins Getriebe vor und hinter den Kulissen, einen klaren, realistischen Verstand und Fantasie, elastische, leistungsfähige Nerven und die nie versagende Kraft des Schweigens. Andersen war damit ausgerüstet. Seine bekannte Zuverlässigkeit liess ihn gute Vertrauensleute finden, denn der V-Mann wird nur dann zur Mitarbeit und zu vollem Einsatz seiner Person bereit sein, wenn er empfindet, dass der ihn führende Offizier mit grösster Sorgfalt und Genauigkeit über seine Sicherheit wacht, und seinen Einsatz so plant und durchführt, dass sein Risiko möglichst gering und seine Erfolgchance möglichst hoch ist.

Die junge Abwehrorganisation, von Admiral Canaris in den Vorkriegsjahren aus kleinen Anfängen geschaffen und im Kriege nochmals stark erweitert, verfügte über manche gute Kraft und arbeitete oft erfolgreich. Daneben gab es aber auch viel Mittelmass und manchen ausgesprochenen Versager. Besondere Anforderungen stellten sich den Leitern der Abwehrstellen. Sie konnten, wenn sie ihnen entsprachen, ihrem Lande viel nützen. In Kopenhagen war es damit bis 1943 nicht gut bestellt. Der Leiter der Ast, Howoldt, ein reaktivierter Kapitän z. See des Marineingenieurkorps, erwies sich als ziemlich unfähig. Seine Tätigkeit erschöpfte sich praktisch in der Erforschung und Überwachung der privaten Affairen seines Offizierkorps. Sprachenkenntnisse fehlten ihm, von etwas mangelhaftem Englisch abgesehen, und er machte auch niemals den Versuch, wenigstens etwas dänisch zu lernen. Von Dänemark, seiner Wirtschaft, seiner Geschichte und Kultur verstand er nichts. Sein Hang zu bürokratischer Ordnung fand Genüge in der Regie eines äusserlich gut geregelten, schematisierten Dienstbetriebes, doch ist anzuerkennen, dass er die wirklich befähigten Kräfte der Ast - es waren nicht sehr viele - förderte und sie gewähren liess. Schliesslich erfolgte 1943 nach einem Besuch von Canaris in Kopenhagen seine Abberufung. Der Admiral hatte sich überzeugt, dass ein Wechsel zweckmässig sei.

Canaris, "der Admiral", wie die Abwehr ihren Chef meist nannte, war eine unvergessbar einprägsame Erscheinung. Klein und zierlich von Statur, im Äusseren immer gepflegt und kultiviert, trugen seine geistvollen, sensiblen Züge den Ausdruck hoher, immer wacher Intelligenz. Unter dichtem, schlich-

weissen Haar des damals 56jährigen stand eine hohe Stirn, grosse, durchdringend kluge und forschende blaue Augen mit dichten Brauen, die dem Gesprächspartner manchmal bis auf den Grund des Wesens zu dringen schienen. Die Version von seiner griechischen Abstammung gehört ins Reich der Fabel. Die Canaris stammen, wie die Forschungen, die der Admiral veranlasste, einwandfrei ergeben haben, aus Oberitalien und sind im 17. Jahrhundert aus der Gegend des Comer Sees nach Westdeutschland eingewandert. Wahrscheinlich stammen auch die griechischen Canaris von dieser italienischen Familie ab, denn es ist auch bei ihnen nachgewiesen, dass sie nicht griechischen, sondern fremden, wahrscheinlich italienischen Ursprungs sind.

Schon während des Dritten Reiches und noch mehr nach seinem Zusammenbruch wurde viel über den Admiral geschrieben und geurteilt, und das meiste davon ist falsch. Den wirklichen Canaris kannten wohl nur ganz wenige, sein starkes Distanzgefühl, durch die Anforderungen seiner Tätigkeit noch verstärkt, liess ihn selten anderen Einblick in die tieferen Schichten seiner Persönlichkeit tun, und ganz erschlossen hat er sich wahrscheinlich keinem. Nach Herkunft, Erziehung und Entwicklung ein Mann von Welt, besass er bei ungewöhnlicher Höhe des geistigen Niveaus vielseitige Begabungen. Bei sehr schneller und umfassender Auffassung und einem erstaunlichen Gedächtnis, das ihn selten im Stich liess, besass er viel schöpferische Fantasie und war nie um einen Ausweg verlegen, auch wenn die Lage oder das Problem zunächst kaum lösbar erschienen. Neben vielen anderen Qualitäten war ihm auch die Fähigkeit zu eigen mit Menschen ganz verschiedener Herkunft und Struktur umgehen und sie ihrem Naturell entsprechend "nehmen" zu können, er bewährte diese Gabe lange Zeit sogar bei Hitler, obwohl dieser für Leute, die sachlich anderer Meinung waren als er, sicher sehr schwer zu behandeln war. Canaris war kein leichter Chef. Sein eigenes schnelles Denken und Kombinieren machte ihn leicht ungeduldig und schwierig für weniger gut ausgestattete Gehirne. Langsame oder langatmige Vorträge brachten ihn in Harnisch; der Vortragende musste sich auf die wesentlichen Tatsachen und Erwägungen beschränken und sie in konzentrierter, präziser und klarer Form vorbringen. Nebensächlichkeiten oder Unschärfe in Gedankengang und Ausdruck gingen ihm sichtbar auf die Nerven, und er brachte das im täglichen Dienstbetrieb zwar höflich gedämpft, aber unmissverständlich zum Ausdruck.

Ich hegte für diesen feinnervigen Mann mit seinem hohen persönlichen Charme und seinen Geistesgaben ein faibles

das auch auf der Erkenntnis seiner lauterer Persönlichkeit beruhte. Denn neben seiner Begabung war es gerade der Eindruck seiner Humanität und Güte gegen Mensch und Kreatur, was ihn besonders anziehend machte. Er liebte Tiere und besonders Hunde und Pferde und behauptete, wer sich nicht mit einem Hunde wirklich befreunden könne, sei mit einiger Wahrscheinlichkeit ein unerfreulicher Charakter. Aus diesem humanen Urgrund seines Wesens erwuchs der Widerstand, den er Hitler und seinem Regime von seinem wichtigen Posten aus jahrelang geleistet und mit dem er vieles verhindert und vielen geholfen hat, die ohne ihn zugrunde gegangen wären. Er hat eine ganze Reihe von Juden nach dem Ausland und in Sicherheit gebracht; gestützt auf eine gelegentlich hingeworfene Bemerkung Hitlers, die er als "Führerbefehl" auslegte, benützte er sie als V-Leute für die Abwehr und brachte sie auf diese Weise aus dem Machtbereich des Dritten Reichs. Letzten Endes gingen, das war deutlich zu fühlen, die Motive seines Tuns und Lassens auf ethische, nicht auf politische Erwägungen zurück. Er wusste auch zum mindesten seit 1942 mit aller Klarheit, dass das Deutsche Reich an Hitler unrettbar und vollkommen zugrunde gehen werde, und sprach es im engen Kreise auch mit aller rücksichtslosen Offenheit aus. Und ebenso sicher wusste er, dass dieser Zusammenbruch auch ihn persönlich ins Verderben reißen und sein Ende bringen würde. Dieses Wissen legte zu jener Zeit, also 1943, über sein Wesen unverkennbar einen Schleier innerer Müdigkeit und Resignation, der seiner komplexen und ungewöhnlichen Persönlichkeit einen Zug hintergründiger Melancholie verlieh.

Sein nächster und vertrautester Mitarbeiter, der Chef des Zentralamts/Abwehr Oberst Hans Oster, war mit seinem Vorgesetzten in der Ablehnung des Dritten Reichs vollkommen einig. Wie Canaris hasste er die Kriegspolitik und den inneren Terror und hat, aus ähnlichen Motiven, jahrelang in der Widerstandsbewegung eine bedeutende Rolle gespielt. Am Tag des Attentates, dem 20. Juli, war Oster allerdings schon fast ein Jahr aus der Abwehr ausgeschieden und schon längere Zeit verhaftet. Am 23. Juli 1944 wurde dann auch Canaris von seinem alten Feinde Schellenberg persönlich festgenommen und zum Hauptquartier des Reichssicherheitshauptamts in Berlin in der Prinz Albrechtstrasse gebracht. In den Kellergefängnissen dieses Gebäudes blieb er bis zur Zerstörung durch Luftangriff im Februar 1945, dann überführte ihn die SS

ins Konzentrationslager Flossenbürg, wo er Anfang April 1945 beim Herannahen amerikanischer Panzertruppen zusammen mit Oster und einigen anderen erdrosselt wurde.

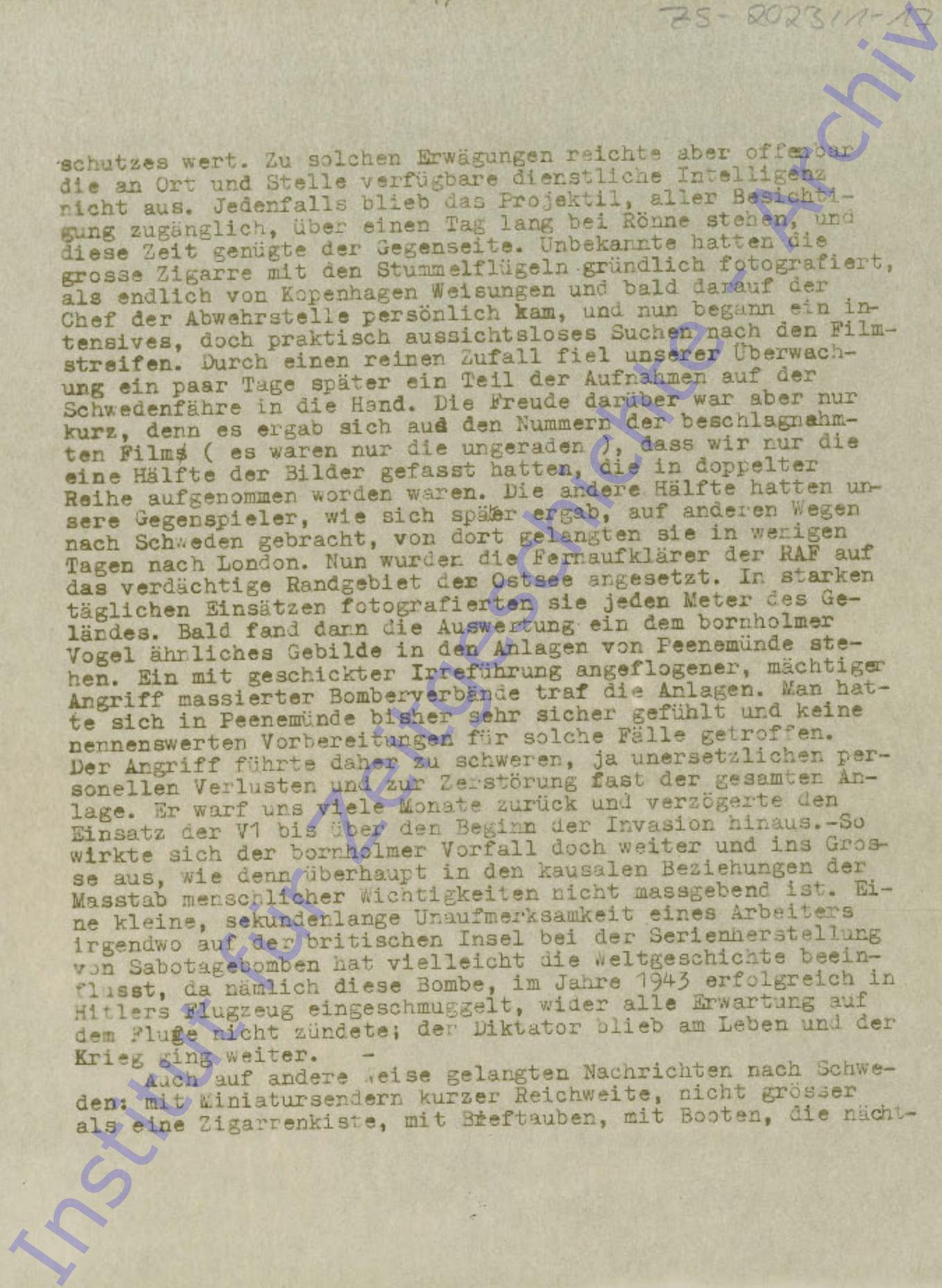
Die seit Jahren sehr sorgfältig und ausführlich geführten Tagebücher des Admirals sind leider vertrieben. Nach seiner Absetzung als Chef der Abwehr hat er sie im Frühjahr 1944 an einem sicheren Ort auf dem Lande deponieren lassen. Nach dem 20. Juli sind die Papiere von der Witwe des Treuhänders, der als Abwehroffizier in das Komplott verwickelt war und hingerichtet wurde, verbrannt worden. Sie fürchtete sich davor, die gefährlichen Dokumente länger bei sich aufzubewahren. Das bedeutet für die Erforschung der Jahre des Regimes und besonders der Kriegsentwicklungen einen unersetzlichen Verlust.

Die Leitung der dänischen Arbeit des Intelligence Service ging, wie bereits erwähnt, von Schweden aus. Von dort liefen die Fäden über den Öresund und weiter nach dem Kontinent. Zur Nachrichtenübermittlung gab es viele Wege. Einer davon benützte die Fähr, die täglich von Helsingborg nach Hälisingör und zurück verkehrte. Trotz aller Wachsamkeit war es unmöglich, diesen Kanal auszuschalten. Man konnte durch strenge Überwachung höchstens eine gewisse Erschwerung und Behinderung erreichen. Ab und zu machten wir aber doch einen Treffer, wie im Fall Bornholm.

Im Sommer 43 ging eines Tages ein Übungsgeschoss vom V1-Typ aus Peenemünde in Bornholm nieder. Die V-Waffe stand damals, mehr als ein Jahr vor ihrem Einsatz, noch in der Entwicklung. Über den Arbeiten lag ein dichter Schleier strengster Geheimhaltung, nur ganz wenige wussten von der Sache. London verfügte zu dieser Zeit wohl über ein paar andeutende Informationen allgemeiner Natur, wusste aber nichts Genaues und hatte daher alles Interesse an näherer Unterrichtung. Weder die kleine Marinebesatzung noch die paar Spezialdienste, die in Bornholm ein beschauliches Leben führten, wussten mit dem seltsamen Vogel etwas anzufangen, der da plötzlich eingefallen war und sich nach seinem Aussehen mit keiner der bis jetzt bekannten Flugzeug- oder Geschosstypen vergleichen liess. Bei einigem Nachdenken hätte vielleicht doch einer auf den naheliegenden Gedanken kommen können die ungewöhnliche Erscheinung sicherzustellen und neugierigen Blicken zu entziehen, denn sie konnte nach aller Wahrscheinlichkeit ja nur aus Deutschland kommen und war somit jeden Geheimhaltungs-

schutzes wert. Zu solchen Erwägungen reichte aber offenbar die an Ort und Stelle verfügbare dienstliche Intelligenz nicht aus. Jedenfalls blieb das Projektil, aller Besichtigung zugänglich, über einen Tag lang bei Rönne stehen, und diese Zeit genügte der Gegenseite. Unbekannte hatten die grosse Zigarre mit den Stummelflügeln gründlich fotografiert, als endlich von Kopenhagen Weisungen und bald darauf der Chef der Abwehrstelle persönlich kam, und nun begann ein intensives, doch praktisch aussichtsloses Suchen nach den Filmstreifen. Durch einen reinen Zufall fiel unserer Überwachung ein paar Tage später ein Teil der Aufnahmen auf der Schwedenfähre in die Hand. Die Freude darüber war aber nur kurz, denn es ergab sich aus den Nummern der beschlagnahmten Films (es waren nur die ungeraden), dass wir nur die eine Hälfte der Bilder gefasst hatten, die in doppelter Reihe aufgenommen worden waren. Die andere Hälfte hatten unsere Gegenspieler, wie sich später ergab, auf anderen Wegen nach Schweden gebracht, von dort gelangten sie in wenigen Tagen nach London. Nun wurden die Fernaufklärer der RAF auf das verdächtige Randgebiet der Ostsee angesetzt. In starken täglichen Einsätzen fotografierten sie jeden Meter des Geländes. Bald fand dann die Auswertung ein dem bornholmer Vogel ähnliches Gebilde in den Anlagen von Peenemünde stehen. Ein mit geschickter Irreführung angeflogener, mächtiger Angriff massierter Bomberverbände traf die Anlagen. Man hatte sich in Peenemünde bisher sehr sicher gefühlt und keine nennenswerten Vorbereitungen für solche Fälle getroffen. Der Angriff führte daher zu schweren, ja unersetzlichen personellen Verlusten und zur Zerstörung fast der gesamten Anlage. Er warf uns viele Monate zurück und verzögerte den Einsatz der V1 bis über den Beginn der Invasion hinaus.-So wirkte sich der bornholmer Vorfall doch weiter und ins Grosse aus, wie denn überhaupt in den kausalen Beziehungen der Masstab menschlicher Wichtigkeiten nicht massgebend ist. Eine kleine, sekundenlange Unaufmerksamkeit eines Arbeiters irgendwo auf der britischen Insel bei der Serienherstellung von Sabotagebomben hat vielleicht die Weltgeschichte beeinflusst, da nämlich diese Bombe, im Jahre 1943 erfolgreich in Hitlers Flugzeug eingeschmuggelt, wider alle Erwartung auf dem Fluge nicht zündete; der Diktator blieb am Leben und der Krieg ging weiter. -

Auch auf andere Weise gelangten Nachrichten nach Schweden: mit Miniatursendern kurzer Reichweite, nicht grösser als eine Zigarrenkiste, mit Brieftauben, mit Booten, die nächst-



licherweise den Øresund kreuzten und nur selten vom Küstenwachdienst gefasst werden konnten. Nachts sprangen immer wieder Agenten aus England mit Fallschirm ab und verschwanden spurlos im Lande. Sie waren je nach Auftrag bestens ausgerüstet, reichlich mit Geld aller möglichen Währungen versehen und führten Karten mit sich, die auf sehr dünne Seide gedruckt waren. Weniger zweckmässig waren die Gelatinekapseln mit Cyankali. Sie sollten dem Agenten im Falle der Gefangennahme ermöglichen, sich den Verhören zu entziehen, die nicht von der Armee, sondern vom SD durchgeführt wurden. Die Gelatinekapseln waren technisch nicht einwandfrei und töteten nicht schnell genug, obwohl die Blausäure an sich das am schnellsten wirkende Gift darstellt, das wir kennen. Ein polnischer Leutnant, der als Agent absprang und in Jütland gefasst wurde, starb, nachdem er die Kapsel verschluckt hatte, erst nach mehr als einer Stunde nach qualvollem Leiden. Vielleicht hätte man ihn bei sofort einsetzender richtiger Behandlung noch retten können, aber ein Fachmann war nicht gleich zur Stelle und als er kam, war es bereits zu spät. - Ein entsprechendes deutsches Präparat, eine kleine Glasampulle mit 0.5 ccm wasserfreier Blausäure, war sehr viel wirkungsvoller. Die vierfach tödliche Dosis wirkte beim Zerbeißen in wenigen Sekunden. Dr. Schulz versorgte sich mit drei solchen Ampullen. Schwer zuckerkrank, dazu PG seit 1933 - damals im guten Glauben beigetreten, inzwischen längst bekehrt und völlig umgestimmt - sah er für sich keine Möglichkeit des Weiterlebens nach dem Zusammenbruch, den er in allen Einzelheiten kommen sah. So plante er in kühler Ruhe seinen Abgang von der Bühne und führte ihn im Mai 1945 in Sønderborg durch. Dort liegt er auch begraben.

Die Arbeit unserer Abwehr vollzog sich unter viel ungünstigeren Bedingungen als (als) die der Gegenseite. Feindschaft und Hass umgaben uns in ganz Europa in einem Ausmass, von dem die Heimat sich keine zutreffende Vorstellung machte. Die unterworfenen Völker standen gegen uns und suchten uns, je länger der Krieg dauerte, um so entschlossener zu verderben. Wir konnten uns nicht nach aussen abschliessen, wie die Briten auf ihrer Insel, im Gegenteil; gerade die wirtschaftlichen Verhältnisse zwangen uns dazu, in einem Haus mit offenen Türen und Fenstern zu leben. Die Geheimhaltung unserer eigenen Planungen und unserer allgemeinen Lage wurde dadurch fast unmöglich.

Es ist nicht nur die Aufgabe der Abwehr, die Erkundungstätigkeit des Gegners lahmzulegen und irrezuführen, sondern auch selbst beim Gegner umzuhören und möglichst alle Nach -

richten zu beschaffen, die für die eigene Kriegführung wichtig sind. Die Abwehr ist nur für die Herbeischaffung der Informationen verantwortlich, nicht aber dafür, wie sie von der eigenen Führung ausgewertet, welche Entschlüsse also aufgrund des Nachrichtenmaterials gefasst werden. Sobald ein diktatorisches Regime sich auf eine bestimmte "Weltanschauung" festgelegt hat, wie es im nationalsozialistischen Dritten Reich der Fall war, so ergeben sich daraus gewisse Auffassungen, die ohne Rücksicht darauf, ob sie richtig oder falsch sind, bald zum offiziellen Glaubensbekenntnis gehören und denen zu widersprechen daher für jeden riskant wird. Zu diesen festen Dogmen gehörte zum Beispiel in den ersten Kriegsjahren der Glaube an die schwächliche Dekadenz des Westens, insbesondere Englands, weiter an die militärische Impotenz der Amerikaner, an die innere Schwäche des bolschewistischen Regimes und vieles andere. Es bestand also die grosse Gefahr, dass Nachrichten, die solchen Dogmen widersprachen, - und es gab viele solche Irrlehren - garnicht erst an die entscheidenden Stellen gelangten. Denn niemand wollte sich gern dem Verdacht der Ketzerei aussetzen. Und weiter bestand die Gefahr, dass die Nachrichten^{zwar} trotz des Risikos für ihre Urheber im Interesse des Ganzen nach oben weitergegeben, dort aber nicht geglaubt wurden, weil sie mit den herrschenden Dogmen nicht übereinstimmten. In unserem Falle, also bei der deutschen Abwehr kann man sagen, dass niemals Nachrichten zurückgehalten wurden, weil sie unbequem oder ketzerisch waren, solange die Abwehr unter Canaris ein militärisches Instrument des Oberkommandos der Wehrmacht war. In der allerletzten Phase änderte sich das dann, es hatte aber praktisch schon keinerlei Bedeutung mehr. Dagegen erlag die deutsche Führung in grossem Umfang der zweiten Gefahr. Tatsächlich wurde Hitler stets zuverlässig unterrichtet, nahm aber nur solche Informationen zur Kenntnis, die mit seinen eigenen Ansichten und Plänen übereinstimmten. Unbequeme Meldungen lehnte er einfach ab und ignorierte sie. Im weiteren Verlauf des Krieges löste er sich immer mehr von rationalen Erwägungen und sachlich fundierten Gedankengängen ab, um seiner Intuition oder dem, was er dafür hielt, zu folgen. So war es, um nur einen besonders markanten Fall zu erwähnen, vor der Schlacht von Stalingrad. Die abwehrmässige Vorgeschichte dieser Kampfhandlung wurde mir bei Gelegenheit bis in die Einzelheiten bekannt. Anlage, Zeitpunkt

und Ziel der Unternehmung waren rechtzeitig und genau bekannt und wurden im Führerhauptquartier vorgetragen, wobei die Meldungen der Abwehr noch von vielen anderen Seiten bestätigt und erweitert wurden: durch die Meldungen der Fronttruppen und der Aufklärer der Luftwaffe, durch den Abhördienst der Wehrmacht, durch Gefangenenaussagen, durch Berichte der Militärattachés aus dem neutralen Ausland und andere ähnliche Quellen. Trotzdem wurde der Vortrag des verantwortlichen Generals des Oberkommandos des Heeres durch einen heftigen Wutanfall Hitlers unterbrochen und beendet und der General in Ungnade weggeschickt; die bevorstehende russische Offensive - der Vortrag fand Ende Oktober 1942 statt, also rund drei Wochen vor Beginn des russischen Angriffs - passte nach Planung und Kraftentfaltung nicht zu Hitlers damaliger Ansicht über die russische Situation und wurde deshalb praktisch ignoriert. Das Resultat ist bekannt.-

Schon vom Herbst 1942 ab wurde es immer klarer, dass Deutschland verloren war und als staatliches Gebilde dem Untergange zutrieb. Als im Oktober die englische Offensive in Afrika zu schweren Rückschlägen für die Achse führte und im Februar 1943 die Schlacht von Stalingrad mit der Vernichtung der Armee Paulus abschloss, war der Anfang vom Ende da. Zu dieser Zeit und von da ab oft und immer wieder beschäftigten sich meine Gedanken mit der Zukunft und ihren möglichen Entwicklungen. Die beklemmenden Sorgen dieses Ausblicks wirkten sich zu Zeiten auch physisch auf den noch labilen Magen aus.-Das Ende der 6. Armee brachte die erste wirklich schwere Krise des Krieges, die auch ins Bewusstsein der Heimat drang, und es war das erste Mal, dass die Verantwortung für die Katastrophe nicht auf irgendwelche Sündenböcke abgeschoben werden konnte, sondern weithin sichtbar den wirklich Schuldigen traf und an ihm hängen blieb: Hitler selbst. Halder, der als Generalstabschef die Katastrophe kommen sah und sich im September 42 offen geweigert hatte, die Verantwortung für die sinnlose Fortsetzung des Angriffs auf Stalingrad und für die wachsende Flankenbedrohung weiter zu tragen, wurde Ende des Monats in Ungnade entlassen. Die Schuld von Hitlers persönlicher Führung lag klar zutage und wurde in diesem Sinne überall in der Armee besprochen. Schliesslich verbot er - ein bisher unerhörter Vorgang - durch Dienstbefehl jede Erörterung über Stalingrad in der Wehrmacht in schärfsten Ausdrücken. Der Erfolg blieb gering und jedenfalls nur formeller und äusserlicher Art. Es setzte sich bei allen, die sich ihr gesundes Urteil bewahrt hatten, die Überzeugung durch, dass

unsere Kampfkraft in nutzlosen Anstrengungen sinnlos vergeudet werde, auf falsche Weise, am unrechten Platz, zur unrechten Zeit. Es gab keine Strategie mehr. Das Erbe Clausewitzens, Moltkes und Schlieffens und sogar Ludendorffs, der immerhin den Krieg fast zur selben Stunde beendet hatte, als er ihn verloren gab, wurde über Bord geworfen. Hitler führte den Krieg wie eine Saalschlacht, und so würden wir ihn auch verlieren.

Gab es denn keine Rettung, keine Möglichkeit, sich von diesem unheilvollen Menschen zu befreien?

Nicht nur im Osten und in Afrika brachen Katastrophen über uns herein. Fast noch schwerer wog es, wenn das auch dem deutschen Volk verschleiert und verheimlicht wurde, dass auf den Meeren die U-Bootwaffe stumpf wurde. Der Ausbau der Kurzwellentechnik auf dem Gebiet der Funkpeilung ("Radar") durch die Engländer brachte im April 1943 einen schiefen und, wie sich zeigen sollte, irreparablen Rückgang der Versenkungsziffern, die bisher nahe der Krisengrenze von 1 Million BRT monatlich gelegen hatten. Damit machten die Westmächte eine unserer schärfsten Waffen stumpf und schufen die Vorbedingungen zum späteren Sprung alliierter Heere nach Europa. Nur wenige Wochen später wurden die nordafrikanischen Armeen der Achse in Tunis endgültig vernichtet. Fast eine viertel Million Mann hauptsächlich italienischer Truppen gerieten in Gefangenschaft, eine Armee, ein Feldzug, ein Kontinent gingen verloren und das Sprungbrett nach Italien fiel in Feindeshand. Dann gelang die alliierte Landung in Sizilien. Damit war Italiens Los besiegelt. Mussolini stürzte. Er hatte es versäumt, seine Absicht, sich von Hitler zu lösen und den Krieg selbstständig zu beenden, rechtzeitig durchzuführen.

Diese Entwicklung wirkte sich bald und gründlich auf die kopenhagener Atmosphäre aus. Schon im April 43 versicherte der italienische Gesandte de Ahna, ein Napolitaner, seinem schwedischen Kollegen, dass der Krieg für sein Land verloren und deshalb schleunigst zu beenden sei. Er hatte recht. Das Gelingen der alliierten Angriffe auf Pantelleria und Lampedusa, die beide durch bloße Luftangriffe überwunden und zur Kapitulation gebracht wurden, zeigte deutlich das völlige Schwenden der italienischen Widerstandskraft. In Italien ging der Krieg zu Ende.

Täglich konnte man jetzt in Dänemark das Zunehmen der antideutschen Strömungen feststellen. Die aktive Sabotage wuchs nach Zahl und Umfang der Aktionen. Gleichzeitig stieg die Nervosität der deutschen Dienststellen und Stäbe.

Hanneken rechnete, wie er uns bei einem Stabsappell auseinandersetzte, bestimmt mit einer Invasion in Jütland im Laufe des Sommers bis spätestens zum Herbst und verlegte bald sein Hauptquartier nach Silkeborg. Es waren dies, wie man in Berlin feststellen konnte, die provinziellen Reflexe der Auffassungen bei den obersten deutschen Führungsstellen. Das ganze Jahr hindurch, und besonders in den Monaten April bis September, wartete man dort auf die Invasion. Dabei herrschte keine Klarheit, wo man sie erwarten sollte; abwechselnd zog man Süd- und Westfrankreich, Holland, Dänemark und Norwegen in Betracht. Das ganze Jahr hindurch kamen die Gerüchte über das Bestehen des Angriffs nicht zum Schweigen, und insbesondere die diplomatischen Berichte waren voll davon.

In Jütland lagen damals nur zwei deutsche Divisionen minderer Güte, auf Seeland an kampfkraftigen Einheiten praktisch nur das kopenhagener Wachbataillon, das aber durch wiederholte Auskammaktionen von wirklich kampfbereiter Mannschaft fast gesäubert war. Als das Bataillon einige Zeit vorher abgelöst werden und durch Preussen ersetzt werden sollte (das Bat. bestand aus Württembergern), bat König Christian nachdrücklich und mit Erfolg darum, die Truppe in Kopenhagen zu belassen. Sie kam mit der Bevölkerung ausgezeichnet aus, was der Monarch von der neuen Einheit nicht als gesichert ansah.

In den vom Etappenleben schon ziemlich angefaulten Dienststellen, in den Genesungstruppenteilen, ja selbst in den Lazaretten begannen jetzt hastige und für den Ernstfall praktisch nutzlose Vorbereitungen zur Abwehr des befürchteten Einfalls. Auf Seeland konnte er nach Lage der Dinge zunächst nur durch Luftlandetruppen erfolgen. Wir Offiziere übten an den neuesten Maschinenwaffen; mit den Prüfern unserer Dienststelle hielt ich befehlsgemäss Schiessübungen mit Pistolen ab. Die alten Knaben, mit einer Ausnahme ohne jede militärische Ausbildung und im Durchschnitt 54 1/2 Jahre alt, konnten eine Schusswaffe kaum richtig halten, von Laden, Zielen und Feuer hatten sie keine Ahnung. In den ersten Übungsstunden trafen sie dementsprechend überallhin in die Gegend, nur nicht auf die Scheiben. Es war eine erheiternde Veranstaltung.

Gegen Ende des Jahres erschien Rommel in Dänemark, um den Stand der Abwehrvorbereitungen zu überprüfen. Hitler hatte ihn mit der Kontrolle und Verbesserung der Küstenverteidigung von Norwegen bis zu den Pyrenäen beauftragt. Er begann seine Inspektion in Jütland und brachte frischen Wind in den Ausbau der Bunker und befestigten Stellungen. Die taktischen Voraus-

setzungen und der wahrscheinliche Ablauf eines feindlichen Unternehmens wurden damals viel erörtert. Rommel vertrat die Auffassung, dass es gelingen müsse die Landung schon an der Küste, also im ersten Stadium und in den ersten Stunden abzuwehren; habe der Gegner erst einmal an der Küste Fuss gefasst und einen Landekopf gebildet, so sei die Aussicht, ihn im Gegenstoss wieder ins Meer zu werfen, sehr gering. - Bei den taktischen Erwägungen spielten auch die Ansichten der Marine eine Rolle. Sie wurden als fachlich zuständig und daher massgebend angesehen. Später zeigte sich dann allerdings in der Normandie, dass die Seeleute sich in fast allen wesentlichen Punkten ihrer Vorhersagen geirrt hatten. Das war eines der zahlreichen Momente, die zum Gelingen der Invasion beitrugen.

Alle militärischen Dispositionen und Befehle ignorierten vollständig das Vorhandensein der zahlreichen weiblichen Hilfskräfte der Wehrmacht. Für das traditionelle militärische Denken waren Frauen, sobald es zum Kampfe kam, nicht mehr vorhanden, da sie an ihm nicht teilnahmen. Sie schieden also in den vorbereitenden Erwägungen der Wehrmachtstäbe für den Ernstfall aus, man kümmerte sich einfach nicht mehr um sie - eine ebenso simple wie brutale Lösung. Schliesslich übernahm der Reichsbevollmächtigte Dr. Best die Sorge für die dienstliche Weiblichkeit in Kopenhagen. Sie sollte, sobald es ernst wurde, so bald als möglich nach Deutschland abtransportiert werden. Über die Frage, wie das in der Praxis unter der zu erwartenden Luft- und Seeherrschaft des Angreifers würde durchgeführt werden können, zerbrach man sich nicht allzusehr den Kopf. Deshalb arbeiteten wir bei unserer Dienststelle einen Sonderplan aus, der sich über den dienstlich befohlenen Unsinn wegsetzte und für jede einzelne Angestellte das Problem individuell zu lösen suchte. Er lief im Wesentlichen darauf hinaus, die Mädchen während der Kampfhandlungen bei dänischen Freunden oder in Lazaretten vorübergehend unterzubringen, bis der Kampf zu Ende war. Einige der Mädchen wurden zu diesem Zweck in mehrwöchentlichen Kursen zu Hilfsschwestern ausgebildet, sodass sie in den Schutz des Roten Kreuzes gelangen konnten. Dies schien uns vernünftiger zu sein als eine Seereise unter den feindlichen Bombern und durch Minenfelder. - Die Probe aufs Exempel trat gottlob in Dänemark nicht ein. Doch anderswo, in Frankreich, in Italien und auf dem Balkan blieben später beim Vordringen der gegnerischen Truppen die Wehrmachthelferinnen zu Tausenden im Chaos des Zusammenbruchs zurück und gingen vor allem im

Osten und Südosten wenig erfreulichen Schicksalen entgegen. Es war kein Ruhmesblatt unserer Organisationskunst und auch keine überzeugende Demonstration nationalen Anstands und Ehrgefühls.

Mir persönlich erschien im Gegensatz zu den offiziellen Auffassungen eine angelsächsische Invasion in Dänemark wenig wahrscheinlich. An den französischen oder belgischen Küsten lagen die technischen Bedingungen für einen Angriff um vieles günstiger, vor allem was die Mitwirkung der überlegenen feindlichen Luftwaffe anlangte. So erschien es unwahrscheinlich, dass die Angelsachsen, die sich bei ihren strategischen Planungen bisher vom gesunden Menschenverstand hatten leiten lassen, jetzt plötzlich bei diesem entscheidend wichtigen Unternehmen ein riskantes Abenteuer suchen würden statt den normalen, sicheren Weg zu wählen. Trotz dieser Meinung traf ich aber dienstlich wie persönlich alle Vorbereitungen für den Fall eines Angriffs. Alle irgendwie entbehrlichen Geheimpapiere der Dienststelle wurden vorschriftsmässig verbrannt. Ich ergänzte meine Ausrüstung in Berücksichtigung aller eintretenden Möglichkeiten besonders auch mit den naheliegenden Dingen, die aus Mangel an Fantasie oder Erfahrung oder einfach aus Denkfaulheit meist übersehen werden. Vor allem schaffte ich mir einen Kajak an, um notfalls selbstständig über See nach Deutschland oder schlimmstenfalls nach Schweden entkommen zu können, denn in Gefangenschaft zu gehen war ich nicht gesonnen. Das Boot, das übrigens keinen Vergleich mit unseren oberbayrischen Fahrzeugen (Klepper, Rosenheim) aushielt und von recht zweifelhafter Seetüchtigkeit war, wurde samt Rudern für den wahrscheinlich notwendigen Nachtstart schwarzblau gestrichen und mit dem notwendigen Proviant und Zubehör für eine mehrtägige Fahrt ausgestattet. Mein dänischer Freund Nils Erik Wilhelmsen nahm es in seiner dicht am Strand von Sködsborg gelegenen Besetzung auf. Ich hatte einen Schlüssel zu dem Schuppen, um jederzeit auch ohne ihn Zutritt zu haben. Mit Kompass, Glas und Gummiweste trainierte ich fleissig auf dem Øresund mit dem Genuss, den mir das Leber auf dem Wasser stets bereitet hat. Der Besitz dieses Bootes gab mir ein Gefühl angenehmer Sicherheit gegenüber allen möglichen Entwicklungen. Der Øresund erwies sich dabei übrigens als ein ziemlich tückisches Gewässer, das manche Eigenheit an Wind und Strömung aufzuweisen hatte.

Da ich normalerweise stets in Zivil und nur selten in Uniform zu gehen pflegte, so war meine zivile Ausstattung

auch für diesen Fall bestens in Ordnung. Ich schaffte mir noch einen Gummiplan und wasserdichte Behälter aus Gummi-stoff für wichtige Papiere an und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Sabotage.

Die Sabotagefälle nahmen jetzt ständig zu. Zu Beginn des Jahres noch verhältnismässig selten und nicht sehr gravierend, wurden sie jetzt immer häufiger und ernster. Gegen Jahrende dröhnte in vielen Nächten und oftmals auch am Tage der Donner schwerer Explosionen durch die Stadt. Die Sabotagetrupps traten immer dreister auf, stets moralisch und oft auch materiell unterstützt von der Bevölkerung. Am hellen Tage rückten sie in Lastwagen vor einem Betrieb an, der an deutschen Aufträgen arbeitete, führten die Arbeiter aus den Betrieben, sperren die Strassen und sprengten dann in aller Ruhe die Kraftzentrale oder irgend ein lebenswichtiges Aggregat. Die dänische Polizei liess sich in den kritischen Minuten niemals blicken, sie trat erst in Erscheinung, wenn alles vorüber war, und wir erfuhren erst durch die Explosion von der Geschichte.

Im Gegensatz zu früher wurden jetzt auch immer häufiger deutsche Soldaten auf der Strasse angegriffen. Meist war es auf den Raub ihrer Dienstpistolen abgesehen. Sie gerieten dadurch in eine üble Lage. Denn wehrten sie sich, so schossen die Angreifer sie meistens sofort nieder; wehrten sie sich aber nicht, so kamen sie wegen Feigheit vor dem Feind vors Kriegsgericht. Schliesslich durften sie die Strassen nur mehr zu zweit, und auch das nur bei hellem Tageslicht betreten; Einzelausgang oder Ausgang bei Dämmerung oder nachts war verboten. Diese Anordnung bot eine bessere, wenn auch keine vollkommene Sicherheit gegen Überfälle.

Das Ansteigen der Sabotage beruhte nicht nur auf der Verschlechterung unserer Lage und dem allgemeinen Unmut der dänischen Bevölkerung über die lange Dauer und den zunehmenden Druck der Besatzung, sondern entsprang auch diplomatischen Bedürfnissen der dänischen Exilregierung in London. Das Emigrationskabinett unter Christmas Møller ermutigte und beförderte jede Art von Widerstand in dem verständlichen Bestreben, durch sichtbare Leistungen seiner Anhänger seine Position bei den Westmächten zu stärken und den erstrebten

status eines kriegführenden Landes für Dänemark zu erhalten. Auch wollte England von Luftangriffen auf wehrwirtschaftlich wichtige Ziele absehen, wenn die Dänen selbst durch Sabotageakte diese Betriebe ausser Funktion brächten. So war die Teilnahme an derartigen Aktionen auch vom Standpunkt der Verhütung von Luftangriffen auf dänisches Gebiet eine patriotische Tat.

So wurde es z.B. an den Hochschulen und in den oberen Klassen der Mittelschulen geradezu zur Ehrensache, einmal aktiv dabeigewesen zu sein. Die verschiedenen Organisationen des Widerstandes schlossen sich lose zusammen. Sie arbeiteten unter einheitlicher Führung und nach generalstabsmässigen Grundsätzen, die Finanzierung erfolgte durch Beiträge der Wirtschaft, die mehr oder weniger freiwillig geleistet und von den Wirtschaftsorganisationen eingezogen wurden. Geld war genügend da. Die innerdänische Arbeit kostete England keinen Schilling.

Gelegentlich geriet ich in die Nähe von Sabotagehandlungen. Einmal ging ein Sprengkörper vor einer unserer Dienststellen hoch, als ich gerade vorbeiging; die ziemlich kräftige Detonation warf mich schwungvoll gegen eine Hauswand. Ein andermal, als ich ausnahmsweise in Uniform ausging, bewarf mich ein hinter mir vorbeiradelnder Halbwuchs mit einer Glühbirne, die unter mir mit schwachem Knall zerplatzte. Es war eine Kindererei, weiter nichts. - Eine humoristische Attacke ist durch ihre groteske Komik der Erwähnung wert. In einer Nebenstrasse überholte mich, auch dieses Mal in Uniform, ein schnell gehender Mann und sah mich beim Passieren mit erwartungsvoll gespanntem, doch etwas leerem Ausdruck an. Mit einigen hastigen, fast gesprungenen Schritten setzte er sich ein paar Meter vor mich, sah sich nochmals nach mir um, diesmal mit unverhohlenem Triumph, und beugte sich dann tief nach vorn, sodass seine Kehrseite gerade auf mich hinielte. In mein Erstaunen über sein seltsames Gebahren hinein ertönte aus der gebückten Gestalt vor mir ein langgezogener, lauter Ton von solcher Stärke, dass schon eine gute Verdauung dazugehörte inn hervorzubringen. Dann richtete der Mann sich mit einem Ruck auf und entwich fast laufend um die nächste Ecke. Es war eine bemerkenswerte Leistung. Ich lachte noch, als ich zur Dienststelle kam, um das Gaudium mit den anderen zu teilen. Einer unserer Offiziere entrüstete sich allerdings sehr und erklärte die Ehre der deutschen Wehrmacht als tangiert. Wir schlugen ihm vor, den Mann zu verfolgen und ihn zur Zurücknahme seiner Beleidigung zu zwingen, wozu er sich

aber, über so viel nationale Indifferenz unwillig murrend, ausser Stande erklärte.

Ein etwas komplizierterer Fall trat ein, als in dem kleinen und etwas zweifelhaften "Bahns Hotel", das unsere Dienststelle beherbergte, im übrigen aber auch dem Verkehr eines recht gemischten Publikums offenstand, ein junger Mann sich beim Hantieren mit einer Pistole versehentlich ins Bein schoss. Die dänische Polizei bekam Wind von der Sache und setzte ihn und seinen Zimmergenossen fest, hauptsächlich wohl, um unsere Aufmerksamkeit abzulenken. Eine Erkundigung ergab denn auch, dass er in der nächsten Nacht schon aus dem Lazarett wieder entwischt war. Die beiden waren zweifelsohne Mitglieder einer Sabotagegruppe. Herr Petersen, der Hotelpächter, versuchte verständlicherweise die Angelegenheit vor uns zu verborgen, allerdings ohne Erfolg. Der Vorfall bestärkte mich in der schon lange gehegten Vermutung, dass auch Petersen mit den Leuten vom Widerstand irgendwie in Verbindung stehe. Nach einiger Überlegung lud ich Petersen zu einem Whisky ein, liess ihn deutlich merken, dass wir genau im Bilde waren, und beschloss dann die Sitzung mit ein paar passenden Worten verständnisvollen good wills und einem freundschaftlichen Trunk. Von diesem Tag an war das Verhältnis zu Petersen, der übrigens ein ordentlicher Mann war, zum Positiven verändert. Er sorgte dafür, dass die Widerständler unsere Dienststelle, auf der übrigens ständig eine starke Wache des Wachbataillons lag, in Ruhe liessen. Später, als die Lage sich immer mehr zuspitzte, bot er mir sogar seine Villa in der kopenhagener Umgebung als Zufluchtsort auch für meine Familie an.

Die letzte und wichtigste Berührung mit dem dänischen Widerstand trat erst 1944 ein, als meine Lage so kritisch wurde, dass ich ernstlich erwägen musste mich dem Zugriff der Gestapo mit Frau und Kind nach Schweden zu entziehen. Die Darstellung dieser Vorgänge soll indessen erst später im Zusammenhang geschildert werden.

Gelang der Besatzungsmacht ein guter Fang durch Verhaftung massgebender Widerständler oder erfolgreicher Saboteure, so fanden förmliche Verhandlungen zwischen beiden Seiten statt, in denen um die Befreiung der Verhafteten verhandelt und Trümpfe und Pfänder zähe ausgehandelt wurden. Die dabei eingegangenen Verpflichtungen hielt man auf beiden Seiten peinlich genau ein, und wiederholt kam es auf diese Weise zu längeren Ruhepausen im unterirdischen Kampf.

Solche Absprachen waren nach der Einsetzung des Reichsbevollmächtigten, also vom Sommer 1943 ab, Sache der deutschen Sicherheitspolizei. Die Wehrmacht hatte gottlob nichts mehr damit zu tun, doch wurden wir über alle wichtigen Fälle informiert.

Entwaffnung der dänischen Armee und ihre
Folgen (August bis Dez. 43)

Im Sommer 43 gelang es zu meiner Freude, meine Frau nach Kopenhagen hereinzuschmuggeln. Das wurde durch die Hilfe des Leiters der Zolldienststelle Warnemünde möglich, mit dem ich Beziehungen angeknüpft hatte. Er "engagierte" meine Frau als Zolldiensthelferin und brachte sie höchstpersönlich auf die Fähre. Die Kontrolle in Warnemünde war sehr scharf und wurde sowohl von deutscher wie von dänischer Seite gründlichst vorgenommen. Auf diesem Wege ergaben sich natürlich keine Schwierigkeiten.

Meine Frau blieb, gut versteckt und getarnt, etwa 4 Wochen. Es machte mir besonders Spass, dass damit ein kategorischer, mehrmals wiederholter Führerbefehl übertreten wurde, der nicht nur solche Besuchsreisen strengstens verbot, sondern sogar die gleichzeitige Anwesenheit von Ehegatten im gleichen Besetzten Gebiet; wenn ein Mann z.B. in irgend einer Funktion in Paris Dienst tat, so durfte die Frau beispielsweise als Rote Kreuzschwester oder Dienstverpflichtete nicht in Frankreich eingesetzt werden. - Obwohl der Zwang zu Vorsicht und Zurückhaltung im gemeinsamen Auftreten in der Öffentlichkeit das Vergnügen dieses Aufenthaltes für sie etwas beeinträchtigte und sie, wie sich später herausstellte, weniger davon hatte als ich erhoffte, so lernte sie doch immerhin Stadt und Umgebung kennen, konnte ein paar erwünschte Einkäufe machen und ein paarmal gut essen.

In die Zeit ihres Aufenthaltes fiel die Entwaffnung der dänischen Armee und die Änderung des Besatzungsstatuts in Dänemark.

In Übereinstimmung mit den Ansichten im Führerhauptquartier hielt man beim Stabe des Oberbefehlshabers in Dänemark ein alliiertes Invasionsunternehmen gegen Jütland im Sommer oder Herbst 43 für möglich, zeitweise sogar für wahrscheinlich. In diesem Falle musste die dänische Wehr-

macht nach Lage der Dinge zu einer ernststen Belastung für uns werden. Wenn sie auch klein und kaum noch bewaffnet war, so konnte sie doch unter Umständen als organisatorischer Rahmen und taktisches Rückgrat einer dänischen Erhebung sehr gefährlich werden. Wir wussten, dass solche Pläne vom dänischen Generalstab vorbereitet waren, und kannten sie zum Teil in ihren Einzelheiten. So war es sachlich aus militärischen Gründen gerechtfertigt, diesen Gefahrenherd in unserem Rücken rechtzeitig zu beseitigen.

So stellten Best und Hanneken auf höheren Befehl hin am 28. August der dänischen Regierung ein kurz befristetes Ultimatum, das am nächsten Tage 4 Uhr morgens ablief und die völlige Entwaffnung und Auflösung der Armee und Flotte sowie der kleinen Luftwaffe forderte. Im Fall einer unbefriedigenden Antwort behielten wir uns weitere Schritte vor.

Wie erwartet, blieb diese Note von dänischer Seite ohne Antwort. Demnach sollte unsere bewaffnete Aktion punkt 4 Uhr morgens anlaufen.

Der Abwehr fielen dabei verschiedene Aufgaben zu. Ein Teil der Offiziere der Ast begleiteten die Truppenteile und Kommandos, denen die Besetzung der höchsten Stäbe, des Kriegsministeriums und des Generalstabs befohlen waren. Mir hatte Oberst von Engelmann, der Leiter der Ast, die Sicherstellung des Chefs des dänischen militärischen Geheimdienstes, Oberstleutnants Nordenthoft, übertragen. (Engelmann, der ältere Bruder meines Jugendfreundes Kurt E., hatte seit einiger Zeit den Posten eines Abwehrstellenleiters übernommen, nachdem Howoldt durch den Admiral verwetzt worden war. Über meine Beziehungen zur Familie Engelmann, auch zu "Lulu", dem jetzigen Leiter Ast, ist im ersten Teil meiner Erinnerungen ausführlich berichtet worden). Mit einem sehr höflichen Brief Engelmanns versehen, der Nordenthoft bat, sich in meiner Begleitung ins Hotel Angleterre zu begeben, fuhr ich in voller Kriegsbemalung um 3.30 morgens los. Zwei jüngere Offiziere begleiteten mich. Die Nacht war pechschwarz und es goss in Strömen. Das Haus Nordenthofts lag etwas ausserhalb der Stadt in einem Villenviertel halbwegs Klampenborg. Ich hatte mir die Örtlichkeit am Nachmittag vorher genau angesehen. Beim Einbiegen in die stille Seitenstrasse, in der das Haus lag, stellte der Fahrer Licht und Motor ab, um jede auffällige Erscheinung zu vermeiden. Wir rollten lautlos im tiefen Dunkel die etwas abfallende Strasse hinunter und näherten uns unserem Ziel, als plötzlich dicht neben mir ein Schuss fiel. Dem mich begleitenden Oberleutnant war in der Aufre-

gung die Pistole losgegangen, und das Geschoss fuhr dicht an meiner Nase vorbei durchs Wagenfenster. Während ich die Pistole an mich nahm - es war dies schon der zweite Fall dieser Art bei diesem Kameraden, und ich wollte doch den Morgen gerne überleben - erreichten wir das Grundstück Nordenthof's. Das Haus war hell erleuchtet. Ich war überzeugt den schlauen Fuchs in seinem Bau nicht anzutreffen; wenn er nur etwas von seinem Handwerk verstand, so hatte er sich rechtzeitig empfohlen.

Und so war es auch. Frau Nordenthof empfing mich, vollkommen fertig angezogen und frisiert, an der Haustüre, als wir noch kaum geläutet hatten. Sie erklärte, ihr Mann sei in der Stadt im Generalstab. Für diesen vor auszusehenden Fall hatte ich mir die ausdrückliche Weisung verschafft von einer Hausdurchsuchung abzusehen und frug sie nur, warum das Haus zu so ungewöhnlicher Stunde erleuchtet und sie selbst fertig angezogen sei. Sie erklärte es mit etwas malitiösem Lächeln mit einer Krankheit ihrer alten Mutter. Ich verbeugte mich und zog mit meinen beiden Oberleutnants wieder ab.

In diese Aktion an der Haustüre dröhnten ferne aus der Stadt die dumpfen Abschüsse unserer Panzer, die in einem kurzen, nur wenige Minuten dauernden Kampf um die Kasernen des Gardehusarenregiments geraten waren. Die Reiter wollten ihre Tore nicht öffnen und hatten ein paar Gewehr-schüsse abgegeben. Leider gab es auf dänischer Seite zwei oder drei Tote.

Bei der Ast war man enttäuscht. Weniges interessiert einen Mann des Geheimdiensts tiefer als seine Gegenspieler auf der anderen Seite, und Nordenthof war zudem als fähiger Nachrichtenmann bekannt. Deshalb hatte man auf den dänischen Kollegen grossen Wert gelegt. Trotz der klaren Weisung, die eine Haussuchung verbot, gab man mir zu verstehen ich hätte nachsehen sollen. Zur Beruhigung der Gemüter fuhr ich also nochmals los in der bestimmten Hoffnung, den Dänen ebenso wenig anzutreffen als beim ersten Mal. Dieser polizeidienstähnliche Auftrag lag mir nicht, und es war mir unangenehm in anderer Leute Wohnung herumzuzuschnüffeln. Zudem war ich mir ganz sicher den Hausherrn auf diese Weise nicht sicherstellen zu können. So taten wir also auftragsgemäss einen kurzen Blick in einige der nordenthof'schen Zimmer und kehrten dann zurück.

Nach ein paar Tagen suchte ich aus reiner Neugier Frau Nordenthof nochmals allein und in Civil privatim auf. Sie erzählte mir, dass ihr Mann am kritischen 29. August

gegen 7 Uhr früh aus der Stadt zurückgekommen sei, wo er, natürlich nicht im Generalstab, übernachtet hatte. Er frühstückte dann kräftig und in aller Ruhe, nahm ein Bad (in diesem Augenblick hätte man ihn vielleicht fassen können), packte seinen Koffer und verliess das Haus gegen 10 h, um nach Schweden zu fahren. Dort sass er jetzt und arbeitete gegen uns.

Die Aktion war nach wenigen Stunden abgeschlossen. Abgesehen von dem Zwischenfall an der Gardekaserne war alles glatt und ohne Verluste abgegangen. Die politischen Folgen machten sich aber augenblicklich bemerkbar. Eine radikale Verschlechterung der dänischen Stimmung war natürlich unvermeidlich. Dazu ergaben sich aus formaljuristischen Fehlern, die dem Befehl unterlaufen waren, unerwünschte Konsequenzen. Hanneken hatte sich in seiner Proklamation vom 29. August auf die Haager Landkriegsordnung berufen und dabei übersehen, dass diese nur für die Rechtsbeziehungen zwischen Kriegführenden gilt, im vorliegenden Falle also garnicht herangezogen werden konnte, da wir mit Dänemark nicht im Kriege standen oder gestanden hatten, es sei denn, wir betrachteten uns von diesem Augenblick an als mit Dänemark im Kriege befindlich. Das war indessen keineswegs unsere Absicht, im Gegenteil. Die dänische Exilregierung in London, der diese Wendung sehr gelegen kam, erliess indessen sofort eine entsprechende Erklärung und betrachtete sich von da ab gewissermassen mit unserer offiziellen Bestätigung als kriegführende Macht. Nachträgliche Korrekturversuche unseres Auswärtigen Amtes konnten die Entgleisung nicht mehr ungeschehen machen. -

Im Zuge der Aktion wurde auch die dänische Polizei als unzuverlässig entwaffnet und zum grössten Teil vom Dienste suspendiert. Die belassenen kleinen Reste verweigerten natürlich protestierend ihrerseits den Dienst; sie fühlten sich ohnehin durch unsere Duldung kompromittiert. So war denn die Millionenstadt wochenlang praktisch ohne Polizeischutz, denn die herangezogenen deutschen Kräfte konnten, orts- und sprachfremd wie sie waren, die einheimischen natürlich nicht ersetzen. Der einzigartige, für Verbrecher und Gesindel aller Art natürlich ideale Zustand wurde schliesslich unhaltbar. Man kam sich beiderseits auf halbem Weg entgegen. Der grössere Teil der Polizei nahm daraufhin mit unserer und der öffentlichen Meinung Zustimmung wieder auf, und das Leben normalisierte sich auch auf dem Gebiet der öffentlichen Sicherheit wieder; die Kriminalität ging aufs gewohnte Mass zurück.

/ den Dienst

Die bedeutsamste Veränderung im Leben des Landes ergab sich aber aus den neuen Funktionen der SS. Sicherheitsdienst (SD) und Geheime Staatspolizei (Gestapo) hatte es bisher in Dänemark nicht gegeben; allein die Wehrmacht hatte den deutschen Eindringling repräsentiert, und mit ihr war man ganz gut ausgekommen. Jetzt etablierten sich die Exponenten der SS mit starkem personellem Aufwand im Shell- und Dagmarhaus. Es war, als könne man plötzlich in der bisher so freien Luft nicht mehr richtig atmen, als sei eine Schlange irgendwo im dunklen Zimmer. Die Wirkungen des neuen Kurses zeigten sich fast augenblicklich. Das RSHA begann durch seine Vertreter Bovensiepen und Hoffmann das Land mit seinen Methoden zu beherrschen.

Sehr bald ergaben sich daraus Differenzen latenter und kurz darauf auch akuter Art zwischen dem RSHA und dem wohlwollenden und klugen Dr. Best, der zwar selbst SS-Gruppenführer, aber ein ordentlicher Mann und bei der SS eigentlich fehl am Ort war. Beide Teile versuchten zwar, diese Gegensätze nach aussen zu verschleiern, aber derartiges lässt sich auf die Dauer nicht vertuschen. Die ersten Meinungsverschiedenheiten ergaben sich schon nach wenigen Tagen bei der Frage der Behandlung der etwa 6000 dänischen Juden, die man bisher in Übereinstimmung mit den eingegangenen Verpflichtungen zur Achtung der dänischen Souveränität in Ruhe gelassen hatte. Natürlich war es einer der ersten Pläne der SS, sich dieser Menschen zu bemächtigen, um sie im Osten umzubringen. Zwar flog Best, als er davon erfuhr, sofort ins Hauptquartier, um dieses Vorgehen zu verhindern; in einer Denkschrift stellte er seine Bedenken und Gegenargumente zusammen und wies dabei besonders auf den verheerenden Eindruck hin, den eine solche Aktion im ganzen Norden und in Dänemark selbst machen musste, und auf die realen Rückwirkungen eines solchen Choks. Er drang nicht durch. Auf Ribbentrops direktes Eingreifen hin wurde er zum Vortrag bei Hitler garnicht erst vorgelassen und musste nach Kopenhagen zurückkehren, ohne etwas erreicht zu haben.

Die Aktion gegen die dänischen Juden.

Der Termin der grossen geplanten Verhaftungsaktion wurde im tiefsten Geheimnis auf den 1. Oktober 1943, 22 Uhr festgesetzt. Ich selbst kam 48 Stunden vor der Stichzeit als längerem Urlaub nach Kopenhagen zum Dienst zurück und erfuhr

Anmerkung.

Die hier unter "Die Aktion gegen die dänischen Juden" gegebene Darstellung ist unvollständig und auch im zeitlichen Ablauf nicht vollkommen korrekt, da ich im Augenblick der Niederschrift nicht alle Unterlagen zur Hand hatte. Auf Veranlassung jüdischer Stellen wurde eine genaue, authentische und vollständige Darstellung abgefasst für das Historische Institut der Universität Jerusalem und für die Jüdische Abteilung der Kgl. Bibliothek in Kopenhagen. Tatsächlich waren die Informationen von grösserer Bedeutung als ich unmittelbar nach dem Kriege wissen konnte.

Mit Herrn Dornikowitz behandelt
1969. Er war der eigentliche
"Retter". Wir wurden nichts

von einander.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

am nächsten Tage von meinem dänischen Freunde Wilhelmsen, dass offenbar etwas gegen die dänischen Juden im Gange sei. Die Zeit drängte. Zum Glück konnte ich einem Eingeweihten noch ~~am nächsten Tage~~ die Bestätigung der vorgesehenen Aktion, ihren genauen Termin und einige weitere Einzelheiten der Durchführung entlocken. Noch am Abend des gleichen Tages wurden ~~Wilhelmsen~~ und Billig informiert, und durch Billig die schwedische Gesandtschaft. So gelang es, noch eine Anzahl der Bedrohten zu warnen und zur rechtzeitigen Flucht nach Schweden oder zum mindesten zum Untertauchen in Dänemark zu veranlassen.

Die Aktion lief zur festgesetzten Stunde ab. Sie führte zu einem Misserfolg, denn statt der erwarteten 6000 Juden konnten nur einige hundert Personen verhaftet werden. Trotz aller Geheimhaltung waren doch Informationen durchgesickert, sodass es einem Grossteil der Bedrohten rechtzeitig gelang zu verschwinden. Unter vier Augen konnte man die Version hören, Best selbst habe dafür gesorgt, und manches spricht für diese Möglichkeit. Sein Adjutant, wie er selbst ein ordentlicher Mann, mit dem ich oft zusammenkam, erzählte mir wenig später den ganzen Vorgang. Best selbst liess sich aus naheliegenden Gründen nicht darüber aus.

Der Fehlschlag dieses Unternehmens erfüllte mich mit tiefer Befriedigung, und die Freude über meinen wenn auch bescheidenen Anteil an diesem Ergebnis war ungetrübt und bleibend.

Gegenterror.

Die SS war im Lande, und vom ersten Augenblick an begannen sie, die Sabotageakte der Widerstandsbewegung und die Überfälle auf Wehrmachtsangehörige und prodeutsche Dänen mit ihren Mitteln und Methoden zu bekämpfen. Damit erhielten diese Dinge ein neues und widerwärtiges Gesicht. Es muss aber festgehalten werden, dass die Störung des zu Anfang ganz guten Verhältnisses zwischen der Besatzung und den Dänen zunächst und lange Zeit hindurch nur von der dänischen Seite ausging. Die deutschen Stellen sahen der immer zunehmenden Sabotage und den Gewaltakten gegen deutsche Soldaten lange Zeit mit grosser Geduld und Nachsicht zu. Staatsrechtlich und tatsächlich war die dänische Polizei für die Bekämpfung dieser Erscheinungen zuständig. Sie hatte die Anschläge zu verhindern und die Schuldigen zu finden. Aber der als gut und leistungsfähig bekannte dänische Poli-

zeiapparat versagte an dieser problematischen Aufgabe vollkommen, weil er nicht funktionieren wollte und konnte. Die Geheime Feldpolizei der Wehrmacht war weder nach Bestimmung noch nach Zahl, Organisation und Ausbildung in der Lage, etwas Wirksames zu unternehmen. Die dänische Regierung wurde wiederholt und eindringlich auf die Unhaltbarkeit dieser Verhältnisse und auf die unausweichlichen Folgen der Entwicklung hingewiesen, die nur in der Heranziehung der deutschen Polizeiorganisation, des SD und der Gestapo bestehen konnten. Die Warnungen blieben praktisch ohne Wirkung. So wurde der Einsatz des Schwarzen Korps aus der Logik der Ereignisse unvermeidlich.

Nun war der Einsatz der SS da, und sie ging sofort nach den ihr innewohnenden Gesetzen vor, nicht ohne geringschätzigen Seitenblick auf die Armee, die es nicht vermocht hatte die Dänen "auf Vordermann zu bringen".

Nun wurden Personen oder Objekte, die für die dänische Widerstandsbewegung oder für die Öffentlichkeit tätig oder wertvoll waren, angegriffen und vernichtet. Charakteristisch für den Geist, der dabei waltete, war die Sprengung des Bootshauses des Akademischen Ruderklubs in Kopenhagen. Die Aktion sollte ein Denkmittel für die Hochschuljugend sein, die sich sehr aktiv gegen uns betätigte. Dutzende von wertvollen, hochwertigen Sportbooten der Studentenschaft wurden dabei zu Beginn der Rudersaison vernichtet. Natürlich steigerte der Vorgang den Hass und die Verbitterung der Hochschuljugend, und führte zu einer weiteren Aktivierung der Studenten im Kampfe gegen die Besatzungsmacht.

Der schwerste Fall von Gegensabotage war wohl der Brand im Tivoli, der diese weltbekannte Stätte dänischer Lebensfreude in ein paar frühen Morgenstunden fast ganz in Asche legte. Nach mehreren schweren Explosionen, die mich um 3 Uhr früh im nahegelegenen Turisthotel beinahe aus dem Bett warfen, brach gleichzeitig an vielen Stellen der ausgedehnten Anlage Grossfeuer aus, bei dem die hohen hölzernen Gebäude in gewaltigen Bränden schnell zugrunde gingen. Auch diese Aktion hat uns stimmungsmässig sehr geschadet, sie erreichte das genaue Gegenteil des Angestrebten und beschmutzte wie so manches andere, was sich in diesen Monaten abspielte, nur den deutschen Namen.

Die Entwicklung der Sabotage wurde, wie schon ausgeführt, in erster Linie durch die Verschlechterung unserer Lage vorangetrieben. Deshalb war das Verfahren, sie durch örtlichen Gegendruck terroristisch zu bekämpfen, von vornherein aussichtslos, es verschärfte nur die Spannung und vergiftete die Atmosphäre. Das einzig wirksame Mittel lag in einer radikalen Ver-

besserung unserer Gesamtlage und damit unserer Erfolgsaussichten. Liess sich das nicht erreichen, so musste man sich auf möglichst wirkungsvolle kriminalpolizeiliche und gerichtliche Massnahmen beschränken und dabei die internationalen Rechtsnormen beachten. Aber solche Gedankengänge waren den massgebenden Figuren des Dritten Reiches fremd. Sie liefen Amok und waren stolz darauf. So kamen aus Berlin immer schärfere Befehle. Wirkung und Gegenwirkung steigerten sich wechselseitig immer mehr und führten schliesslich zu einem reinen Gangsterkrieg. Für jeden, der sich Vernunft und Urteils-kraft bewahrt hatte und an das Zusammenleben der Völker nach dem Kriege dachte, konnte dieser Kurs nur der Anlass zu tiefer Sorge sein. Er war Fehler und Verbrechen zugleich.

Elberfeld.

Im Juni 43 fiel das elberfelder Haus meiner Schwiegereltern einem schweren nächtlichen Luftangriff zum Opfer. Es verbanden mich mit diesem Fleck Erde freundliche Erinnerungen an Zeiten, da ich dort oft Ruhe und heimatliche Geborgenheit gefunden hatte. Frau und Kind waren bei dem Angriff gerade zu Besuch dort, trotz schwerer Gefährdung kam aber niemand ernstlich zu Schaden. Der Alarm war infolge eines irreführenden Täuschungsmanövers beim Anflug der feindlichen Verbände zu spät erfolgt, und ten Sirenen folgten die ersten Bombenwürfe schon nach wenigen Sekunden. Gleich die ersten Reihen schlugen dicht beim Hause ein, sodass es meinen Leuten nicht mehr möglich war die 50 meter bis zum neugebauten Unterstand im Garten zu durchlaufen, den der Kommandeur des in der Nähe kasernierten Artillerieregiments auf meine Bitte hin im Garten hatte anlegen lassen, und der erst am Nachmittag desselben Tages fertig geworden war. So musste meine Familie den Angriff der ersten Welle im Hause über sich ergehen lassen. Drei schwere Einschläge in nächster Nähe brachten durch den gewaltigen Luftdruck die ersten erheblichen Zerstörungen im Hause.- In einem kurzen Augenblick der Ruhe zwischen dem Angriff der ersten und der zweiten Welle gelang es unseren Damen dann zum Unterstand zu laufen; kaum hatten sie ihn erreicht, als der Angriff weiterging. Bald trafen dann auch Brandbomben das Haus. Trotz der tapferen Rettungsversuche meiner Frau, die von einem unbekanntem Hitlerjungen vorbildlich unterstützt wurde, brannte das Haus vollkommen nieder. Für wenige Tage übersiedelte meine Familie dann in die nahe gelegene Kaserne und fuhr dann anschliessend mit dem 11 Monate alten Udi nach der Weitnau ins baye-

rische Allgäu. Dort hatten wir durch die Heirat meines Freundes Arved Brasch Beziehungen, und Arved hatte uns auf eine allgemeine Anfrage hin dringend gebeten dorthin zu ziehen, um eine Belegung der Wohnung seiner Frau durch unbekannte Flüchtlinge und Evakuierte zu vermeiden. Im heran-nahenden Zusammenbruch, der vielleicht schon 1944, sicher aber 45 zu erwarten war, würde dieser stille Winkel wohl im Windschatten des grossen Sturmes bleiben und verhältnismässig sicher sein, im Notfall lag die schweizer Grenze nahe. Zwar hatten meine Bestrebungen, das schweizer Bürgerrecht zu erlangen, negativ geendet, da die schweizer Staatsbürger-schaft durch Adoption nicht zu erwerben war. Doch konnte ich als Abkömmling einer schweizer Bürgerin im Notfall dort Asylrecht in Anspruch nehmen.

Um die Jahreswende 1943/44 stand die dunkel drohende Wand des Zusammenbruches, einer riesigen Flutwelle vergleichbar, schon dicht vor uns. Das kommende Jahr versprach bewegt zu werden, und diese Erwartung sollte sich ausgiebig erfüllen.

Das Jahr 1944
(Bis zum 20. Juli)

" Il ne convient pas à tout le monde de se laisser
engloutir sous les ruines de cet édifice."
(Talleyrand 1814)

Die ersten Stunden des neuen Jahres verbrachte ich zuhause in Weitnau, lebhaft erfüllt von der Überzeugung, dass äusserste Wachheit und Wachsamkeit nötig seien um den Gefahren des Jahres erfolgreich begegnen zu können. In diesem Sinn sprach ich mich auch mit meiner Frau aus. Das Bild dessen, was ich vom neuen Jahr erwartete, war nicht erfreulich, und ihre positive und optimistische Natur sträubte sich zuerst gegen diese Visionen, wie es früher auch bei mir der Fall gewesen war. Die einfache Überlegung, man könne einer Gefahr um so besser begegnen, je mehr man auf sie vorbereitet sei, und ich wolle der Krise ins Gesicht sehen, um sie zu überleben und zu überwinden, veranlasste sie dann, sich meinem Standpunkt anzuschliessen. Wir beschlossen, nach dem bewährten Grundsatz zu verfahren: "hope for the best, but prepare for the worst", und ich wusste, dass ich einen Kameraden an der Seite hatte, mit dem man auch das Schwierigste und Schwerste erfolgreich durchstehen und bewältigen konnte.

Den heiligen Abend hatte ich noch in Kopenhagen mit der Dienststelle verlebt und dann vier Wochen Urlaub genommen. Eine fiebrige Erkältung, mit der ich mich in diesen Tagen herumschlug, hielt ich für überwunden; die Revierstube des kopenhagener Standortlazaretts hatte mir vor meiner Abfahrt das Resultat der angeordneten Blutsenkung telefonisch als "normal" bezeichnet. Tatsächlich hatte sie, wie sich ein paar Wochen später herausstellte, hohe Zahlenwerte ergeben, die auf einen erheblichen Entzündungsvorgang schliessen liessen. Ich hatte in Wirklichkeit eine Bronchopneumonie, aber das sollte sich erst zwei Monate später zeigen. So war ich also, ohne die Lunge richtig auszuheilen, ins Allgäu gefahren. Ich schleppte die Sache, immer hustend, bis zum März herum, dann kam sie bei ungünstigem Wetter erneut zum Ausbruch.

Doch alles Übel hat zugleich sein Gutes: durch die im März notwendig gewordene Lazarettbehandlung traf ich in Kopenhagen auf meinen alten Schulfreund Hans Hoesslin, der als Chefarzt der Inneren Abteilung des Standortlazarettes tätig -

tig war. Nach mehr als 20jähriger Pause trafen wir uns, als ich dort eingeliefert wurde, wieder und fanden uns bald in der Gemeinsamkeit alter Erinnerungen und in der Übereinstimmung unserer Auffassungen vom Zeitgeschehen. Unser engster Kreis - Schulz, Horn und ich - erweiterte sich um ein sehr willkommenes Mitglied, und Hans Hoesslin führte mich seinerseits bei guten dänischen Freunden ein, bei denen wir in Zukunft unsere Sonntage häufig gemeinsam verbrachten. Von besonderer Bedeutung wurde seine Gegenwart im weiteren Verlauf der Ereignisse dieses Jahres, als meine Lage begann schwierig zu werden. Er stand mir da mit Rat und Tat zur Seite.

März und April verwendete Hoesslin dazu, in seinem Lazarett meine Bronchopneumonie auszuheilen, und schickte mich dann, sobald das Wetter günstig wurde, den ganzen Mai nach Weitnau in Erholungsurlaub. Der Monat war erfüllt von Spannung, denn der Beginn der Invasion stand nun unmittelbar bevor. Man wartete eigentlich jeden Tag auf ihr Losbrechen. Im Stillen hoffte ich, den Anfang des Unternehmens noch in der Weitnau zu erleben. Sollte Seeland wider Erwarten angegriffen werden, so hätte man die erste Entwicklung aus der Entfernung abwarten können. Ich hatte nicht die Absicht, in diesem sinnlosen und schon längst verlorenen Kriege noch für ein Regime zu kämpfen, für das ich nur mehr Hass und Verachtung empfand, und war überzeugt, dass die Fortsetzung des Krieges gegen jedes deutsche Interesse und daher Landesverrat sei. Was den speziellen Fall unserer Insel Seeland betraf, so kannte ich die Verhältnisse und Absichten genau genug um zu wissen, dass die militärische Lage der Insel im Falle eines ernstesten alliierten Angriffs aussichtslos war. Wir nannten sie deshalb seit langem nur mehr "die Mausefalle". Dort konnten wir, nach sinnlosen Verlusten und Zerstörungen, bestenfalls in Gefangenschaft geraten. Und gerade dazu hatte ich nicht die geringste Lust.

Doch die alliierte Landung in der Normandie begann erst unmittelbar nach meiner Rückkehr zum Dienst. Wir erfuhren sie bezeichneterweise durch das Schwedenradio. Die Abwehrstelle, die ich sogleich benachrichtigte, wollte es zunächst nicht glauben. Ihr stellvertretender Leiter machte mir noch nach 9 Uhr früh telefonisch Vorhaltungen wegen "Verbreitung von Gerüchten". Indessen kämpften schon überall an der Normannenküste die Stellungstruppen mit der ersten Landungswelle und den Luftlandetruppen der Westmächte. Der Vorhang war zum letzten Akt des Krieges hochgegangen.

Für den weiteren Verlauf meiner persönlichen Erlebnisse wurde nun ein Vorgang wesentlich, ja entscheidend, der sich gerade um diese Zeit für uns Abwehrleute voll auszuwirken begann. Es war die Übernahme der gesamten Abwehr durch die SS.

Das Ende der Abwehr.

Schon lange hatte die Führung der SS danach getrachtet, den militärischen Nachrichtendienst des OKW an sich zu ziehen. Himmler und seine nächsten Mitarbeiter betrachteten das gesamte Nachrichtenwesen als ihre Domäne und strebten danach, es im Rahmen des RSHA unter ihrer Führung zusammenzufassen. Bisher war es dem vielgewandten Admiral gelungen, die Bestrebungen seiner Gegenspieler zu neutralisieren und das so wichtige Instrument der Abwehr der Wehrmacht zu erhalten. Aber die Wühlarbeit seiner Gegner ging unablässig weiter, und es war bei der Verteilung der Gewichte im Dritten Reich wohl nur eine Frage der Zeit, wann sie zum Erfolg führen musste.

Im Februar 1944 war es endlich so weit. Himmler benützte einen Vorfall in der Türkei, um seine Pläne zu verwirklichen. Es war das der sog. "Fall Vermehren". Dr. Vermehren, ein bei der Abwehr in Ankara tätiger Angestellter, ging mit seiner jungen Frau auf die englische Seite über. Frau Vermehren, eine geborene Gräfin Plettenberg, stand der katholischen westfälischen Widerstandsbewegung nahe. Dem Ehepaar Vermehren folgte bald ein österreichisches Ehepaar, das ebenfalls für Abw III in Ankara tätig war, und dann sogar eine Sekretärin der Botschaft. Hitler bekam einen seiner berüchtigten Wutanfälle in besonders heftiger Form. Er war ohnehin seit den Vorgängen, die im Frühjahr 1943 zum Ausscheiden von Oster aus der Abwehr geführt hatten, sehr schlecht auf den Admiral zu sprechen. Die neue Panne musste zu seinem Sturz führen. Hitler ordnete die Überleitung des gesamten militärischen Nachrichtendienstes an das RSHA an.

So wurde die Abwehr, die bisher eine Abteilung des OKW gewesen war, der Wehrmacht entzogen und Himmler bzw. Kaltenbrunner unterstellt. Canaris wurde mit sofortiger Wirkung beurlaubt und vom Dienste suspendiert. Bentivegni, bisher Leiter Abw III, führte in den nächsten Wochen die Verhandlungen mit der SS über die Umorganisation und Überleitung. Dabei wurde vereinbart, dass die Abteilungen I und II zusammengelegt und unter Leitung von Oberst Hansen als "Amt Mil" geschlossen ins RSHA überführt werden sollten, während

die Abwehrabteilung III aufgelöst und ihre Offiziere je nach ihrer Funktion auf polizeiliche Dienststellen verteilt oder ihnen unterstellt werden sollten. Die ATPs wurden dabei als selbstständige Dienststellen aufgelassen und den Briefprüfstellen eingegliedert, während diese dem örtlichen Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD unterstellt wurden.

Wir erfuhren diese Vorgänge, d.h. den grundsätzlichen Entschluss und die Entscheidung Hitlers schon im Februar, und zwar zuerst durch den feindlichen "Soldatensender West", der schon wenige Stunden nachher die neue Regelung verkündete. Einer unserer Offiziere lag gerade krank zu Bett und vertrieb sich die Zeit mit dem Abhören des Radio. Er rief mich sofort an und bat um meinen Besuch. Dabei erzählte er, was er soeben vernommen hatte. Kurz darauf kamen auch die ersten telefonischen Andeutungen aus dem OKW. Die amtlichen Befehle erfolgten erst im März.

Bis zur praktischen Durchführung der Umstellung verging allerdings noch einige Zeit. Erst im Juni begann die tatsächliche Übernahme. Da der Widerwille der meisten Offiziere gegen die SS sich sogleich in zahlreichen Meldungen zu anderweitiger Verwendung äusserte, so erging ein in scharfen Wendungen abgefasster kategorischer Befehl Himmlers, des jetzigen obersten Chefs des "Geheimen Meldedienstes", der allen bisher in der Abwehr tätigen Offizieren strengstens verbot sich wegzumelden. - Die Abwehrstellen wurden aufgelöst, und auch die ATP hörte als selbstständige Dienststelle zu bestehen auf, wenn sich auch zunächst praktisch an ihrem Dienst und ihrem Personalbestand nichts änderte.

Mein Entschluss, diesen Wechsel der Flagge und, wie wir eine zeitlang befürchteten, sogar der Uniform unter keinen Umständen mitzumachen, stand von Anfang an fest. Ich wollte nichts mit der SS zu tun haben, ihr nahestehe oder ihr, wenn auch nur indirekt, unterstellt sein.

Deshalb hatte ich schon seit dem Frühjahr alle möglichen Pläne erwogen, wie ich mich am besten der drohenden Übernahme entziehen könne. Auf jeden Fall musste dabei mit Vorsicht verfahren werden. Ich war politisch kein unbeschriebenes Blatt in Kopenhagen; zu oft hatte ich meine Ansichten auch im grösseren Kreise, wenn er einigermaßen sicher war, deutlich dargelegt. Meine nächsten Freunde Schulz, Hoesslin, Horn waren ebenfalls nicht als Freunde des Regimes bekannt. Klaren Nazis oder Leuten Ungefähriker Gesinnung oder zweifelhaften Charakters gegenüber war ich vorsichtig und brachte überhaupt gewagte Ansichten immer in Formulierungen zum Ausdruck, in denen die unvorschriftsmässige Gesinnung juristisch nicht zu

fassen war. Auf diese Weise liess sich vieles unmissverständlich deutlich machen, ohne es plump und direkt auszusprechen.

In den vergangenen Wochen hatten wir im engsten Freundeskreis oftmals alle denkbaren Entwicklungen und Abläufe des letzten Kriegsakts durchgesprochen. Wir untersuchten militärisch und politisch die Lage immer wieder, denn der Erfolg unserer aller persönlichen Planungen und Entschlüsse hing ja entscheidend davon ab, dass sie von einem richtigen Bild der Situation ausgingen. Die grosse Linie der Ereignisse war mit einiger Sicherheit jetzt schon zu übersehen; mehr oder weniger offen blieben die feineren Einzelheiten örtlicher und zeitlicher Abläufe. Die Folgen für die eigene Person und für die nächsten Angehörigen mussten genau überdacht werden. Es galt, wie so oft im Leben, den rechten Ausgleich zu finden zwischen Handeln und Harren. Ich liess mich wieder von dem Grundsatz leiten "hope for the best, but prepare for the worst", tat, was das "prepare" anbelangt, mein Bestes und vertraute im übrigen darauf, im Augenblick des Handelns nach Gefühl und Glück das Richtige zu treffen.

Da im Zuge der Umorganisation die ATPs ihre Selbstständigkeit verlieren sollten, so wurde auch der Posten eines Leiters ATP aufgelassen. Diesen Glücksfall, der den Absprung aus dem Bereich der Amtsgruppe IV, Gestapo, des RSHA erleichtern musste, in den die Briefprüfstellen und damit auch die ATPs eingegliedert werden sollten, galt es auszunützen. Es traf sich glücklich, dass auch Lulu Engelmann durch die Auflösung der Ast disponibel wurde. Berlin, d.h. das neuerrichtete Amt Mil beabsichtigte, ihn als Gehilfen des Militärattachés an die Gesandtschaft in Stockholm zu schicken. Sofort ergriff ich die günstige Gelegenheit und überzeugte ihn von der Zweckmässigkeit mich dahin mitzunehmen. Ich kannte Land und Sprache Schwedens und hatte dort Verbindungen. All das fehlte ihm. Auch konnte ihm unter den gegebenen besonders schwierigen Verhältnissen ein Mitarbeiter, den er so lange und gut kannte, nur erwünscht sein. Für mich hatte eine Verwendung in Schweden den Vorteil, dass ich dem OKW Abteilung Ausland unterstehen würde, also mit der SS nichts zu tun hatte. Weiter konnte ich mich, vielleicht mit meiner Familie, dem direkten Zugriff der SS entziehen, den ich damals aus Gründen, die noch darzustellen sein werden, schon fürchten musste. Und dann konnte ich dort meinem Lande in einer Weise nützlich werden, wie es in Deutschland niemals möglich war.

Engelmann liess sich beinahe augenblicklich überzeugen und unternahm sofort die geeigneten Schritte in Berlin.

Sehr bald erschien Oberstleutnant Engelhorn, der Stabschef Hansens, in Kopenhagen. Wir unterhielten uns längere Zeit, und nach einem guten Frühstück wurde die Angelegenheit perfekt. Ich sollte meine Familie, den wichtigsten Hausrat, wie Silber, Teppiche, Porzellan und Bilder mit nach Schweden nehmen. Natürlich war ich damit einverstanden. Zu Engelhorn, dem ich vertraute, sprach ich mich recht offen aus.

Dies alles: die Durchführung der Umorganisation der ATP, die stockholmer Pläne, die Besprechungen mit Engelhorn drängten sich in der ersten Junihälfte zusammen. Zur selben Zeit, seit dem 6. Juni, war die Invasionsschlacht an der Kanalküste in voller Härte entbrannt. Aus den Berichten, die der Befehl erhielt, ergab sich klar, dass keine Aussicht mehr bestand die gelandeten Feindarmeen wieder ins Meer zu werfen, wie es der deutsche Plan vorgesehen hatte. Die alliierte Luft-herrschaft war erdrückend, sie behinderte entscheidend unseren Nachschub und den rechtzeitigen Einsatz unserer Reserven, die schon im Anmarsch schwer getroffen wurden und oftmals bewegungsunfähig geschlagen und vernichtet wurden, bevor sie das Schlachtfeld überhaupt erreichten. Alle Vorhersagen der Marine hatten sich als falsch erwiesen; weder hatte der Feind in der Nähe eines Hafens angegriffen, sondern eigene transportable Häfen mitgebracht - ein Triumph seiner Technik und Organisationskraft -, sodass er von den bestehenden Hafenanlagen vollkommen unabhängig war; noch hatte er bei Flut gelandet, sondern bei Ebbe, so dass ein grosser Teil der gelegten Minen wirkungslos wurde; ausserdem waren die Landungstruppen durch die Felsen der Steilküste weitgehend gegen das Feuer der Verteidigungsanlagen geschützt. Hitler wartete, nachdem die Schlacht schon über zwei Wochen im Gange war, noch immer auf eine weitere alliierte Landung ostwärts der Seine und verweigerte daher die vom Oberbefehlshaber West - Rundstedt - und dem Führer der Heeresgruppe B - Rommel - für dringend notwendig gehaltene Verschiebung von Reserven aus dem Raum von Calais in die Normandie. Ortliche Absetzbewegungen, die dringend nötig wurden, verweigerte er überhaupt - es war genau dasselbe Leiden wie in den Ostfeldzügen. Anfang Juli wurde Rundstedt durch Kluge ersetzt, als er dem Hauptquartier gegenüber seine Auffassung deutlich zum Ausdruck brachte, dass keine militärische Hoffnung mehr bestehe und der Krieg beendet werden müsse.

Dies wäre in der Tat der einzig vernünftige Schritt gewesen, gleich notwendig aus militärischen, politischen und ethischen Gründen. Indessen konnte nach der Natur Hitlers damit nicht gerechnet werden. Das Gefühl, dass ein

ganzes Volk und man selbst, ohne Möglichkeit der Gegenwehr, dieser verbrecherischen Narrheit ausgeliefert sei, steigerte damals meine negativen Gefühle gegen das Regime bis zu einem Grade, wie es mir seither in meinem Leben noch nicht vorgekommen war. Zum Hoch- und Landesverräter war ich weder nach Herkunft noch Erziehung noch Entwicklung disponiert, und es gehörte die ganze Auflehnung gegen diesen Staat, die sich allmählich bei mir angesammelt hatte, dazu, um mich dahin zu bringen, wo ich in diesem Kriege und vor allem seit Kopenhagen stand. Diese durch und durch unsittliche und an ihrer Unfähigkeit bankerotte Führung eines fanatischen und verantwortungslosen Spielers, der von Gesindel umgeben war, musste erst beseitigt sein, bevor irgend etwas in und für Deutschland sich zum Besseren wenden könnte. Jedem einzelnen war gebieterisch die Forderung gestellt, das Seine dazu beizutragen.

Der 20. Juli

In diesen Tagen erhielt ich zu meiner grössten Befriedigung Einblick in die Vorbereitungen der Aktion, die am 20. Juli mit dem Attentat auf Hitler Höhepunkt und Abschluss finden sollte.

Engelmann eröffnete mir nach einigen einleitenden Worten den Plan zur Beseitigung Hitlers. Hansen, der Chef des Antes Mil, hatte ihn eingeweiht, ihm aber zunächst nur gesagt, dass Hitler von der militärischen Führung entfernt werden solle. Ich stellte Engelmann sofort die Frage, ob ihm die Vorbereitungen zur Ermordung des Zaren Paul I. aus der Geschichte bekannt seien. Damals hatte Graf Pahlen dem Zarewitsch Alexander eine ähnlich harmlose Geschichte erzählt, um sein Einverständnis zu der Aktion zu erhalten; in Wirklichkeit dachte er garnicht daran, das Leben des Kaisers zu schonen. Seine Bemerkung zu den mitverschworenen Gardeoffizieren: "Si on veut faire une omelette, il faut casser des oeufs", die zum geflügelten Wort wurde, bezeugt dies. Und so wenig wie damals war es heute möglich, anders als durch den Tod des Diktators zum Ziel zu kommen. Engelmann sah mich an und lächelte.

Auf mein dringliches Befragen versicherte er mir mit aller Bestimmtheit, er habe ausser mit mir noch mit keinem über die Angelegenheit gesprochen. Das war beruhigend. Dann berichtete er über weitere Einzelheiten. Hitler war gleich zu Anfang auszuschalten. Dann sollte sofort die Herrschaft von SS und Partei radical gebrochen und gleichzeitig der hoffnungslos verlorene Krieg so schnell als möglich beendet

werden. Die besten Kampfverbände der SS waren augenblicklich an der Invasionsfront militärisch gebunden und durch hohe Verluste wesentlich geschwächt, das war ein Vorteil; trotzdem blieben Risiko und Schwierigkeiten gross genug. Grosse Teile des Volkes, die über unsere wahre Lage nicht informiert und noch unter dem narkotisierenden Einfluss der Göbbelsschen Propaganda waren, würden die Aktion als Hochverrat empfinden. Darauf konnte aber keine Rücksicht genommen werden, man musste sich an die Tatsachen halten und nicht an das falsche Bild davon, das in manchen Köpfen in Deutschland spukte, und das wenigstens zum Teil durch spätere Enthüllung der wirklichen Situation beseitigt werden konnte. - Das Notwendige schien, so gut es ging, vorbereitet zu sein. Die Akteure gehörten zu den besten Köpfen des Heeres; Luftwaffe und Marine waren nicht beteiligt, ihre Mitwirkung war auch nicht notwendig.

Wir besprachen dann die Aufträge, die Engelmann von Hansen für Kopenhagen mitbekommen hatte. Er sollte das Shellhaus, den Sitz der SS - und Polizeidienststellen militärisch erkunden. Sie sollten überrumpelt und, wenn das misslang, militärisch niedergekämpft werden. - Dann, und das war der wichtigeré Auftrag, sollte er Hanneken sondieren. Hansen wollte wissen, was man von ihm im entscheidenden Moment erwarten konnte. Ich erwartete bezüglich des Bef ein eindeutig negatives Ergebnis und empfahl Engelmann die grösste Vorsicht. Wir legten dann die Art seines Vorgehens im Einzelnen fest.

In den nächsten Tagen wurden beide Aufträge ausgeführt.

Das Shellhaus war, wie erwartet, militärisch stark gesichert und mit doppelter Alarmanlage versehen. Eine Überrumpelung war schwierig, denn die Pläne zur Abwehr eines Überfalls, den die SS allerdings nur vonseiten dänischer Widerstandsgruppen erwartete, waren gut durchdacht. Man musste also damit rechnen, dass es zum Kampfe kam, wenn es nicht gelang, Bovensiepen und Hoffmann auszuschalten. Für diesen Fall brauchte man wenigstens 2 zuverlässige Kompagnieen mit schweren Waffen. Bei der Überlegung, woher sie zu nehmen seien, stiess man sofort auf das Problem des Befehlshabers.

Auch dieses hatte sich entsprechend unseren Erwartungen geklärt. Hanneken war, das hatte sich klar gezeigt, für die vorbereitende Phase nicht zu gebrauchen, doch würde er, wenn die Aktion erst einmal erfolgreich ange-

laufen und Hitler tot war, für das Weitere wahrscheinlich doch zur Verfügung stehen, kam also als Mitläufer voraus - sichtlich in Frage. Seine Unterhaltung mit Engelmann war wohl bezeichnend für den Standpunkt, den damals viele hohe Militärs einnahmen. Auf die einleitende Frage Engelmanns nach seiner Beurteilung der Lage nämlich erklärte er: "Mein lieber Engelmann, die ist ganz einfach. Entweder glaube ich an ein Wunder, oder an den Genickschuss. Und da ist mir der Glaube an das Wunder immer noch lieber". - Dass mit einem Manne solcher Auffassung nichts anzufangen war, ist einleuchtend.

Wahrscheinlich - hoffentlich! - wird man sich in späteren Zeiten kein zutreffendes Bild mehr davon machen können, was es damals bedeutete an einer solchen Aktion teilzuhaben. Das Regime trieb seinem Untergang entgegen und wehrte sich wie ein umstelltes Raubtier. Im Inneren stiegen Spannung und Terror täglich an. Von vielen Seiten beständig misstrauisch beobachtet und für die geringste oppositionelle Äusserung am falschen Ort, für jeden noch so leise geäusserten Zweifel am "Endsieg" unter Umständen gefährlich bedroht, bedeutete es den sicheren Tod in wenig angenehmer Form, auch nur einen Bruchteil dessen zu wissen oder gar zu planen, was jetzt bei uns geschah. Zu der eigenen Gefährdung kam als wesentlich erschwerendes Moment die Bedrohung der Familie, denn Die SS machte von der Waffe der "Sippenhaftung" ausgiebigen Gebrauch. Dies alles zwang zu ausserordentlicher Vorsicht nicht nur in allen Äusserungen, sondern auch am Telefon, in Briefen und im Tagebuch, denn jeder kleinste Fehler konnte zum Verderben werden. Und doch brachte das Bewusstsein, an dieser Bestrebung zur Befreiung teil zu haben, ein Hochgefühl erwartungsvoller, froher Spannung und eine Befreiung von schwerem Druck der Seele. Nun endlich sollte versucht werden das letzte bittere Ende abzuwenden. Nach allem, was geschehen und wie es geschehen war, nach jeder Forderung von Logik und Empfinden, nach jedem Ergebnis vielfacher Überlegung und Prüfung war es richtig. Und doch hatte ich von Anfang an das unbestimmte und quälende Gefühl: mit diesem Mann werden wir so nicht fertig, sein Weg ist noch nicht zu Ende, noch ist er stärker. Ich sagte es Engelmann, halb als Frage. Empfund er ähnlich? Er schwieg. Ich mahnte ihn nochmals zu äusserster Vorsicht. Er versprach sie.

Wir mussten nun auf die Auslösung des Unternehmens warten. Dann sollte ich sofort offiziell nach Stockholm ernannt werden und so bald als möglich dorthin gehen, um in Schweden für Aufgaben bereit zu sein, die sich aus der ver-

änderten Lage ergeben würden. Dabei liess Engelhorn mir die Wahl zwischen einer dienstlichen Versetzung zum Militärattaché und der Übersiedelung als Civilist im Dienste der IG. Im zweiten Falle sollte ich sofort aus dem Militärdienst entlassen werden. Ich wählte den ersten Weg, nach Lage der Dinge war nur er gangbar. Die IG sollte mit dieser schwedischen Mission nicht in Verbindung gebracht werden.

Etwa eine Woche vor dem Anschlag kam Haefthen, Stauffenbergs Ordonnanzoffizier im Stabe des Befehlshabers des Heimatheeres, nach Kopenhagen, um Horn, mit dem er befreundet war, zu besuchen. Wir sassen einen langen Abend in Einmütigkeit beisammen. Er bestätigte alle Informationen, die wir bisher von der Invasionsfront bekommen hatten. In den ersten beiden Tagen hatte man in Berlin tatsächlich geglaubt, den gelandeten Gegner wieder ins Meer treiben oder vernichten zu können. Jetzt wusste, wer es wissen wollte, dass auch im Westen das Spiel zuende war.

Am 19. Juli besuchte ich noch einmal Hansen und Engelhorn in ihrem Barackenlager bei Baruth. Beide sah ich an diesem Tage zum letzten Mal. Am 20. fuhr ich zurück nach Kopenhagen. Mit Bahn und Fähre beansprucht das einen ganzen Tag. Bei meiner Ankunft im Turisthotel gegen 19 Uhr lag eine Bestellung Horns vor ihn dringend anzurufen. Ich fuhr sofort zu ihm.

Von auswärtigen Stationen erhielten wir die ersten, noch unklaren Meldungen über die Vorgänge im Führerhauptquartier. Auf die Meldungen des Grossdeutschen Rundfunks brauchte man garnicht erst zu hören. Selbstverständlich waren sie nicht zuverlässig.

Doch das Entscheidende liess sich schon jetzt erkennen: der Anschlag war erfolgt und schien misslungen.

Nun galt es, ruhige Nerven zu bewahren. -

Vom 20. Juli bis zum offenen Konflikt mit dem Regime.

Am 21. Juli frühmorgens lief ein Fernschreiben des Amts Mil mit meiner offiziellen Ernennung nach Stockholm ein. Es war vom 20. Juli nachmittags 16 Uhr datiert. Engelhorn hatte sie, wie vorgesehen, beim Anlaufen der Aktion herausgegeben. Zum Glück trug der Text keine Unterschrift. Es war lediglich die Dienststelle unterzeichnet.

Gleichzeitig erreichte mich die telefonische Weisung Bovensiepens, mich um 9 Uhr bei ihm zu melden. Der SS-Stan-

artenführer, Chef der Sicherheitspolizei und des SD^{+) in Dänemark, wünsche mich zu sprechen.}

Mit gemischten Gefühlen betrat ich zur festgesetzten Zeit sein Büro. Konnte er etwas wissen? Es war nicht sehr wahrscheinlich. Solange man Engelmann in Ruhe liess, bestand nach menschlichem Ermessen auch für mich keine unmittelbare Gefahr, wenigstens was die Beteiligung am 20. Juli anbetraf.

Der Grund, der Bovensiepen veranlasst hatte mich rufen zu lassen, ist mir heute nicht mehr erinnerlich. In meinem Tagebuch ist er nicht verzeichnet. Es waren wohl Probleme der Umorganisation der ATP. Jedenfalls kam er sofort auf das Attentat zu sprechen, stellte eine Menge Fragen und wollte wissen, wie man "in meinen Kreisen" über das Vorgefallene denke. Ich versuchte meinerseits ihn auszuholen, und erfuhr einiges. Hitler lebte zwar, schien aber doch etwas abbekommen zu haben. Grosse Verhaftungsaktionen waren angelaufen und eine Sonderkommission mit Unterkommissionen zur gründlichen "Durchleuchtung" der ganzen Angelegenheit wurde gebildet. Man würde, so versicherte er mir, die Inhaftierten "mit allen Mitteln" ausholen. Daran hatte ich nie gezweifelt.

Ich war erleichtert, als Bovensiepen mich nach mehr als einer Stunde entliess.

Bei Engelmann, der ganz unbesorgt erschien, erfuhr ich weitere Einzelheiten. Viel war es aber nicht. In den Abendstunden waren noch Befehle der neuen Männer über den Fernschreiber gekommen. Sie waren vom Nachmittag des 20. 7. datiert, bei ihrem Eintreffen in Kopenhagen durch die Ereignisse aber schon überholt. Von Hansens und Engelhorn's Verhaftung wussten wir noch nichts. Sie erfolgte im Laufe dieses Tages.

Nun war ich also auch formell aus der ATP ausgeschieden. Nun hatte ich im Augenblick nur die eine Aufgabe, meine Stockholmer Verwendung vorzubereiten und den Posten so bald als möglich anzutreten. Im Augenblick war das noch nicht so weit. Ich musste in Stockholm erst "eingebaut" werden, d.h. es war dort erst eine Planstelle für mich freizumachen, die eigentlich den Wehrwirtschaftsstäben zustand. So hing ich im Augenblick dienstlich einigermassen in der Luft, hatte dafür aber praktisch unbegrenzte Bewegungsfreiheit und auch entsprechend viel freie Zeit.

Ich beschloss, so bald als möglich nach Berlin zu fliegen, um dort an Ort und Stelle festzustellen, wie die Dinge lagen.

Am 24. Juli früh traf ich auf dem Flugplatz Kastrup Horn,

+) Sicherheitsdienst des Reichsführers SS

der ebenfalls im Begriff war nach Berlin zu fliegen. Er war wortkarg und schien ziemlich verdüstert. Nicht ohne Grund bangte er für seine Sicherheit. Wenn Haefstens Besuch bei ihm so kurz vor dem Anschlag bekannt wurde, so konnte er mit allerhand Unannehmlichkeiten rechnen. Und Horn war, wie er selbst erklärte, ein "satter Bürger" und liebte weder Risiko noch Aufregung.

In Tempelhof wurden alle Fluggäste, auch die militärischen, gründlich leibesvisitiert. Jeder ankommende Reisende wurde genau von der Stapo registriert und eingetragen.

Im Auswärtigen Amt berichtete mir Legationsrat Grote einige Einzelheiten über Stauffenbergs und Haefstens Tod. Haefsten, der mit seinem Chef und Freund Stauffenberg zusammen nach Ostpreussen geflogen war, um den Anschlag auszuführen, war auch mit ihm zusammen am Abend erschossen worden. Es war gut, dass sie tot waren. In Händen der SS wären sie mit Sicherheit unerhört gequält worden. Hansen und Engelhorn waren verhaftet. Ganz Berlin zitterte unter dem Terror, der jetzt mit aller Wucht einsetzte. Keiner traute mehr dem anderen. Auch Grote war in allen seinen Äusserungen mehr als vorsichtig.

Abends fuhr ich nach Weitnau weiter. Am Bahnhof Augsburg erfreuten mich am nächsten Morgen die ersten Landser mit dem Hitlergruss. Der "Deutsche Gruss" war, wie es im Befehl hiess, "auf Bitten des Reichsmarschalls der gesamten Wehrmacht vom Führer mit sofortiger Wirkung gestattet worden".

Ich blieb etwa eine Woche im Allgäu und besprach mit meiner Frau das schwedische Problem. Am 5. August kam ich zurück nach Kopenhagen. Am selben Tage durchbrachen die amerikanischen und britischen Panzerverbände bei Avranches die Front in der Normandie. Durch den geborstenen Damm unserer Verteidigung strömten die alliierten Panzerarmeen in unaufhaltsamem Vormarsch nach Frankreich hinein und brachten durch weit ausholende Umfassungsbewegungen die deutschen Heere zum strategischen und taktischen Zusammenbruch. Nach normaler Rechnung musste jetzt der Gegner in zwei bis längstens drei Monaten an den deutschen Grenzen stehen. Bei fähiger und entschlossfreudiger alliierter Führung konnte der Krieg im Spätherbst noch zu Ende gehen. Doch wusste man nicht, wie alles ablief. Vielleicht würde der sinnlose Kampf auch noch tief bis in den Winter hinein oder sogar bis zum Frühjahr dauern.

In Kopenhagen machte ich praktisch keinen Dienst. Ich nützte die strahlenden, wolkenlosen Sommertage und fuhr aufs

Land. Auf den Wällen von Kronborg konnte man in der Sonne liegen. Draussen auf dem sommerblauen Sund zogen die Fischerboote friedlich ihre Bahn. Greifbar nahe lag drüben die Freiheitsküste Schwedens. Würde ich sie bald im dienstlichen Auftrag überschreiten?

Mit Schulz war ich in diesen Tagen viel zusammen. Er wohnte seit dem Frühjahr 43 im Bellevue Hotel in Klampenborg. Eigentlich war das mondäne, vorzüglich geleitete Haus am Strand des Øresunds für die Wehrmacht nicht freigegeben, nur Admiral Wurmbach, der Marinebefehlshaber, brachte dort einige Sommerwochen zu. Aber schliesslich war es doch gelungen Schulz dort unterzubringen. Ich besuchte ihn oft. Wir gingen dann durch den schönen Park von Klampenborg mit seinen Beständen an zahmem Wild und sassen dann in seinem Zimmer oder auf dem kleinen Balkon, während unten auf der Terasse unter den grossen roten Schirmen das elegante Publikum der Hauptstadt Kaffee trank und tanzte. Wir wussten, dass es unser letzter dänischer Sommer sein musste. Wo würden wir und viele, die uns nahestanden, in einem Jahre sein?

August und September vergingen. Ich fuhr mehrere Male nach Berlin und kümmerte mich um die Fortschritte meines "Einbaus" in Stockholm. Er machte noch immer Schwierigkeiten, da eine eigene Planstelle für meine Tätigkeit dort etatmässig nicht vorhanden war und deshalb eine freie Stelle des Wehrwirtschaftsstabes für mich entliehen werden musste. Ausserdem stand die Zustimmung der schwedischen Regierung noch aus, die meinen Pass noch nicht visiert hatte. Es dauerte nicht ungebührlich lange; mit 6 bis 8 Wochen Laufzeit war in solchen Fällen immer zu rechnen.

Inzwischen setzten sich die Niederlagen in Frankreich fort und wuchsen sich zur Katastrophe aus. Die deutsche Verteidigung, von Hitler bis zuletzt nach dem sturen Festhalteprinzip geführt, brach vollkommen zusammen. Am 23. August fiel Paris, französische Panzertruppen der Armee de Gaulles zogen in ihre befreite Hauptstadt ein, die unwürdige Szenen einer überstürzten Räumung durch die vielen Etappen- und Verwaltungsdienststellen erlebte. Die militärischen und zivilen Funktionäre des Dritten Reiches verfiengen sich dabei in ihren eigenen Propagandalügen. Da nämlich nach allerhöchster Anordnung niemals eine Stellung verloren gehen oder gar geräumt werden durfte, so waren vorbereitende Planungen für ein solches Vorkommnis Hochverrat und brachten Kugel oder Strick. Obwohl es jeder bei sich besser wusste, so wurde doch nach aussen die Fiktion aufrecht erhalten, dass der Verlust der oder jener Stadt oder Stellung oder Gegend niemals eintreten würde. Die Vorgänge in Paris waren dafür

typisch. Seit dem Durchbruch bei Avranches am 3. August rückten die Panzer Pattons und damit der unvermeidliche Verlust der Stadt täglich näher, irgendwelche Massnahmen zur Vorbereitung einer Räumung wurden aber strengstens untersagt, denn: niemals würden ja die Alliierten unsere siegreiche Abwehrfront so weit zurückdrücken, und wenn, dann hatte jeder Deutsche in Paris, Soldat wie Zivilist, ja sogar die Frauen die Waffe zu ergreifen und bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, und an diesem fanatisch verbissenen Widerstand musste dann der feindliche Ansturm zerschellen. Sogar noch in den letzten Stunden vor dem Fall der Stadt hatte Göring in diesem Sinne Anordnungen nach Paris gegeben, an die er natürlich ebenso wenig glaubte als alle übrigen hohen und niederen Akteure dieses grossen Schwindels. Und so geschah es nicht nur in Paris, sondern überall, an allen Fronten und in allen besetzten Gebieten, und als diese verloren waren auch im eigenen Lande bis zum letzten allgäuer Dorf und bis zur letzten Minute dieses Krieges. Die Folgen waren überall mit wahrhaft totaler Konsequenz die gleichen: hohe Verluste an Menschenleben und Material, Gefangenschaft von Hunderttausenden, überstürzte Flucht im letzten Augenblick und allgemeines Chaos.

Vereinzelt gab es, gegen alle Befehle, Ausnahmen, in denen Vernunft und Menschlichkeit siegten. Der Kampfkommandant von Paris, General von Choltitz, ignorierte den ausdrücklichen Befehl des Führerhauptquartiers, Paris bis zum letzten zu verteidigen und, falls er es nicht halten könne, von Grund aus zu zerstören. Trotz persönlicher Gefährdung übergab er die unversehrte Stadt, als jeder Widerstand sinnlos geworden war, an die Alliierten. Er wollte diese Metropole europäischer Gesittung, die er liebte, retten, und es gelang ihm. Frankreich sollte ihm ein Denkmal setzen, statt ihn zu verlästern.

In Dänemark griff im September eine ausgesprochene Panikstimmung unter den deutschen Stellen um sich. Der Boden schwankte allzusehr unter den Füßen. Die kopenhagener Zeitungen, die zwar unter gewissen Direktiven der Besatzungsmacht standen, praktisch aber weitgehende Freiheiten ihrer Berichterstattung genossen, trugen mit Geschick und unholener Schadenfreude erfolgreich dazu bei die täglich hoffnungslosere Lage möglichst unmissverständlich darzustellen. Man rechnete mit dem endgültigen Zusammenbruch, mit alliierten Landungen und der allgemeinen Auflösung noch im laufenden Jahr. Best schickte am 15. September seine Familie nach Deutschland zurück und auch sonst versuchte, wer konnte, noch wegzukommen. Auch meinem Freunde Hans Hoesslin gelang

es, sich in diesen Wochen aus der "Mausefalle" zu ziehen. Er verschaffte sich einen Krankentransport nach Bayern und "erkrankte" unterwegs, sodass er an der Rückkehr leider verhindert war. Auch er hatte keine Lust jetzt noch in Gefangenschaft zu kommen.

Überall war die Nervosität bei den Stäben und Dienststellen offenkundig und trieb entsprechende Blüten. Der Stadtkommandant von Kopenhagen, ein wildgewordener, stark braun getönter Kommissstiefel, erliess blutrünstige Kampfparolen, in denen es von grossen Worten wimmelte; "fanatisch" und "verbissen" waren dazumal die Modeparolen. Sachlich waren diese Befehle zum grossen Teil undurchführbar und sinnlos. Die Stadtkommandantur wusste das auch, aber da die Vorschriften in erster Linie darauf berechnet waren bei den höheren Parteidienststellen Eindruck zu machen, so störte das nicht weiter. Weniger angenehm waren neue Vorschriften über das Wohnen in Hotels, den Ausgang und andere Lebensäusserungen, die, natürlich zum Unangenehmen hin, abgeändert wurden. Ich beschloss, mich nicht daran zu kehren und verschanzte mich hinter meine dienstlichen Funktionen. Abwehr und jetzt "Geheimer Meldedienst" genossen seit jeher weitgehende Freiheiten.

In diesen beiden Monaten August und September fuhr ich wiederholt nach Weitnau, um so viel als möglich mit meiner Familie zusammen zu sein, und um noch reichlich Lebensmittel für die sicher bevorstehende Notzeit nach dem Zusammenbruch ins Allgäu zu schaffen. Dazu war es am sichersten, die betreffenden Koffer als Fassagiergut aufzugeben und ihre Umladung an den grossen Verladebahnhöfen persönlich zu überwachen. Denn durch die schweren Luftangriffe und dauernden Alarme geriet das ganze Eisenbahnwesen in zunehmende Verwirrung und Unordnung. Die Bahnhöfe waren weitgehend verdunkelt und arbeiteten überwiegend mit ausländischen Hilfskräften, sodass beim Umladen oft Fehlleitungen von Gepäck vorkamen. Die Stücke gingen in solchen Fällen fast immer verloren. Um dies zu vermeiden, fuhr ich nicht mehr über das besonders luftgefährdete Berlin, sondern über Dresden, das bisher verhältnismässig unbehelligt geblieben war, und besorgte mit Hilfe kleiner Lebensmittelgeschenke und durch persönliche Anwesenheit beim Umladen das einwandfreie Arbeiten des Gepäckpersonals. Die Mühe machte sich reichlich bezahlt, denn es kam alles richtig an, und der Inhalt dieser Sendungen hat uns später, als der grosse Mangel begann, wirksam geholfen.

Endlich waren in der zweiten Septemberhälfte alle Vorbereitungen soweit abgeschlossen, dass mein Dienstantritt

in Stockholm binnen kurzem erfolgen sollte. Der Einbau in den Wehrwirtschaftsapparat war durchgeführt. Auch die Zustimmung der schwedischen Regierung lag vor und der Pass war visiert. Jetzt sollte ich noch zu einem kurzen informativen Aufenthalt zum Oberkommando des Heeres (OKH), um dort die Auffassungen und Wünsche für meine berichtende Tätigkeit kennen zu lernen.

Da traten, gerade als ich mich zum OKH begab, Ereignisse ein, die alles über den Haufen warfen. In kurzem Zeitabstand tauchten aus drei Richtungen Gefahren auf. Sie entwickelten sich binnen kurzem zu ernstesten Bedrohungen und konnten schliesslich nur mit sehr viel Glück überwunden werden.

Es folgten Monate von hoher Spannung und Beanspruchung.

Offener Konflikt mit dem Regime.

Am 19. September kam ich nach Berlin. Nach Vorsprache im Auswärtigen Amt und Meldung beim Amt Mil im Lager "Zeppelin" sollte ich für einige Tage zum OKH. Dieses lag damals mit einigen Teilen im Lager Maybach I in der Nähe von Zossen bei Berlin. In Zeppelin erreichte mich ein Anruf aus Kopenhagen. Schulz teilte mir mit, dass Wilhelmsen vom SD verhaftet und mehrere Tage einbehalten, jetzt aber wieder in Freiheit sei. Auch ich sei in die Untersuchung einbezogen worden. Schulz schien etwas beunruhigt, sprach sich aber am Telefon nicht näher aus. Da alle Leitungen selbstverständlich dauernd überwacht wurden, so war dies auch das Richtige. Nach kurzer Überlegung bat ich ihn, er möge dem SD, also Hoffmann mitteilen, ich gedächte am 25. nach Erledigung meiner dienstlichen Aufgaben wieder in Kopenhagen sein und stehe dann zur Aufklärung etwa offener Fragen zur Verfügung. + zu

Dann fuhr ich nach Maybach I zum OKH. Nach Überwindung der zwei Sperrkreise mit ihren scharfen Kontrollen und Vorsichtsmassregeln betrat man den Kern der Anlage, eine Kolonie kleiner bis mittelgrosser, im Walde verstreuter Villen und einzelner Baracken. Was man an festgebauten Häusern sah, existierte in genau der gleichen Ausführung und Raumeinteilung tief darunter in der Erde zum zweiten Mal als unterirdische Betonanlage, um bei Luftangriffen ein ungestörtes Weiterarbeiten zu ermöglichen. Dieser Fall trat allerdings

bis zum späten Frühjahr 45 nicht ein, und als dann die Russen kamen und in der Gegend von Zossen gekämpft wurde, war das OKH längst umgezogen. - Die Arbeit bei der Abt. "Fremde Heere", zu der ich kam, /erst ziemlich spät am Vormittag, ihr Schwerpunkt lag in den späten Abend- und den Nachtstunden, wenn die Tagesmeldungen von allen Kriegsschauplätzen eingingen und ausgewertet wurden. Die Lagebesprechungen am Vormittage ergaben dann jeweils den Extract der letzten 24 Stunden.

/begann

In diesem verhältnismässig kleinen Kreise war noch ein starker Rest vom guten alten Geist des Generalstabs alten Stils lebendig. Hier waren intelligente Männer, die klar und sachlich dachten und sich von Phrasen und Hirngespinnsten nicht vernebeln liessen, ehrliche und saubere Fachleute ihres Berufes. Sie empfingen den Gast mit so viel herzlichem Entgegenkommen und kameradschaftlicher Wärme, wie er sie seit den fernen Tagen des ersten Weltkriegs im Kreis der Uniform kaum mehr empfunden hatte. Vom ersten Augenblick an bewegte ich mich in einer Atmosphäre von Vertrauen und Gleichgestimmtheit, in einem Klima charakterlicher Sauberkeit, kurz, unter Freunden. Soliessen denn auch die Aussprachen über die dienstlichen Angelegenheiten und über die Lage an Offenheit nichts zu wünschen übrig. Sie erfolgten meistens unter vier Augen. Da meine Partner wussten, dass ich von Hansen und Engelhorn, die unterdessen beide längst hingerichtet waren, für Stockholm war ausgesucht worden, so konnten sie unschwer erraten wo ich stand. Nach kurzer einleitender Betastung taten sie denn auch ihrerseits ihren Gefühlen wenig Zwang mehr an.

Die Tage beim OKH brachten reichen Ertrag. Man legte mir nicht nur die augenblickliche militärische Lage an allen Fronten dar, sondern äusserte sich auch recht ausführlich über die nach menschlichem Ermessen kommende weitere Entwicklung. Ein klares, abgerundetes Bild ergab sich auch von der Lage beim Gegner, die ja das eigentliche Aufgabengebiet dieser Abteilung darstellte. In diesem Zusammenhang äusserten sich die Referenten auch darüber, was man vom Feind in nächster Zeit erwarten könne. Auf dem Luftwaffengebiet bestanden starke Befürchtungen vor dem Einsatz der B 29 in Europa, die bisher erst in vereinzelt Exemplaren in Fernost aufgetreten war, und das besondere Interesse wandte sich dem Entwicklungsstand der amerikanischen Düsenjäger, damals von uns "Strandier" genannt, sowie den Arbeiten über die Atombombe zu. Es war vor allem entscheidend wichtig zu wissen, wann

diese tödliche Waffe einsatzbereit sein würde. Hierüber lagen keinerlei Anhaltspunkte vor, ein dichter Schleier strengster Geheimhaltung verbarg die Arbeiten vor jedem unterworfenen Blick. Über die gewaltige Wirkung der Bombe bestand volle Klarheit. Man hielt aber ihren Einsatz über europäischem Gebiet nicht für sehr wahrscheinlich, da bis zu ihrer Fertigstellung der Krieg wohl "so oder so" entschieden sei.

In langen, vertraulichen Gesprächen erhellte sich mir auch zum ersten Mal in vollem Umfang die Vorgeschichte der Schlacht von Stalingrad. Oberstleutnant Ogilvie, der Sachbearbeiter Russland in der Abt. Fremde Heere/Ost, der sie in allen Einzelheiten miterlebt und, man kann schon sagen, miterlitten hatte, entwarf das dramatische Bild in allen Details. Stalingrad hätte schon ganz zu Anfang des Sommerfeldzugs 42 ohne Schwertstreich genommen werden können, wenn damals die 4. Panzerarmee, die in Richtung auf die Stadt im Vormarsch war, nicht plötzlich auf Befehl Hitlers nach Süden abgedreht worden wäre, um der Armee Kleist gegen deren Wunsch beim Übergang über den Don zu helfen. Kleist brauchte diese Hilfe nicht, und sie verstopfte nur die Strassen. Inzwischen zogen die Russen Truppen in der Stadt zusammen, gerade genug, um sie zu halten, als die Panzer zwei Wochen später sich ihr wieder zuwandten. Die Chance war vertan. Nun entschloss sich Hitler, den schon der Name der Stadt reizte, sie um jeden Preis zu nehmen. Die Verluste wurden immer schwerer, und immer neue Kräfte mussten von der Hauptfront abgezogen und eingesetzt werden. Das Heer blutete an diesem Trümmerhaufen aus. Nicht umsonst verglich man immer wieder den Kampf mit der Verdunsschlacht des ersten Weltkriegs.

Im September lehnte Halder die Verantwortung für die Weiterführung des Angriffs beim herannahenden Winter ab. Er wurde entlassen und durch Zeitzler ersetzt.

Die Gefahr für die langgestreckten Flanken der 6. Armee wurde früh genug jedem klar, der nicht absichtlich blind sein wollte. Dazu kam, dass dort nur Verbündete standen - die 2. ungarische und die 3. italienische Armee und rumänische Truppen. Ihnen gegenüber marschierten die Russen zu einer gewaltigen Offensive auf. 72 Panzer- und Schützendivisionen waren schon Ende Oktober im Raume nördlich und nordwestlich Stalingrad versammelt. Ogilvie und sein Chef Gelen führen ins Hauptquartier, um über diese Heeresmasse Vortrag zu halten. Sie konnten jede Angabe bis ins kleinste belegen. Hitler weigerte sich, den Vortrag auch nur anzuhören. Er bestritt den Russen die Fähigkeit, einer solche Kraftanstrengung noch ge-

wachsen zu sein, und schickte die beiden Generalstäbler mit harten Worten weg, nachdem er ihre Berichterstattung als "defaitistisch" bezeichnet hatte - eine unmissverständliche Drohung mit dem Kriegsgericht. Keinerlei Massnahmen zur Abwehr der Flankenbedrohung durften getroffen werden, obwohl die Unzuverlässigkeit besonders der Italiener bekannt war; im September schon war beim Angriff eines einzigen russischen Bataillons eine ganze italienische Division durchgegangen.

Als am 19. November der lang erwartete russische Angriff losbrach, überrannte er schon am ersten Tage die Verteidigung und brachte, da Hitler den zunächst noch möglichsten Ausbruch der Armee Paulus nicht gestattete, den eingeschlossenen Truppen den Untergang. Nicht unbeteiligt an dieser Entscheidung Hitlers war Göring, der für die ausreichende Versorgung der eingekesselten Truppen durch die Luft garantierte, obwohl er wissen musste, dass sie unmöglich war. Sein fähiger Chef des Generalstabs Jeschonnek erschoss sich unter dem Druck dieser Belastung. Görings Gewissen war nicht so eng.

Der dramatische Bericht brachte meinen sachlich-kühlen und beherrschten Gewährsmann zu solcher Erregung, dass seine Stimme unsicher wurde. Die Frage, wie er es mit seinem Gewissen vereinbaren könne einer solchen Führung noch zu dienen, beantwortete er mit der Erklärung, er diene ihr nicht mehr im wahren Wortsinn. Er unterlasse jede Initiative, jede schöpferische Gedankenarbeit, jede vermeidbare Aktivität, kurz alles, was über das tiefste Niveau des unbedingten "Muss" hinausgehe, und bearbeite nur möglichst primitiv und unzulänglich die täglichen Eingänge zu formell-schematischer Erledigung. Aber das sei natürlich nur eine Notlösung, oder eigentlich überhaupt keine Lösung. Ob ich vielleicht einen Ausweg wisse, der aller Pflicht gerecht werde?

Wir sahen uns schweigend an. Es konnte auf diese Frage keine befriedigende Antwort geben.

Der Fall Wilhelmsen.

Am 24. September abends war ich wieder in Kopenhagen. Auf der Reise überdachte ich nochmals die Eindrücke von Maybach I. Das Bild der Lage und das Bild von unserer Führung hatte sich dort geklärt und abgerundet. Überraschungen oder wesentlich neue Momente bot es nicht. Nun galt es, der Wilhelmsen-affaire zu begegnen.

Ich fuhr sofort zu Schulz und dann zu Wilhelmsen. Der Sachverhalt, der sich dabei ergab, war in mancher Hinsicht bezeichnend für den herrschenden allgemeinen Zustand.

In der Nacht zum 15. September läutete es an der Tür von Wilhelmsens neuer Wohnung; er hatte kurz vorher sein schönes Haus am Strand von Skodsborg aufgegeben und war auf Drängen seiner Frau in die Stadt gezogen, um dort, wie sie glaubte, vor Anschlägen dänischer Terroristen der Widerstandsbewegung sicherer zu sein. Er war ja als deutschfreundlich bekannt. - Auf der Strasse standen, als er vorsichtig hinunterspähte, mehrere Leute in Zivil, die er für dänische Terroristen hielt, um einen Wagen. So beschloss er nicht zu öffnen und machte seine Waffe schussbereit. Das Läuten wiederholte sich noch mehrmals, schliesslich schlug man von aussen heftig an die Tür und verlangte drohend Einlass in deutscher Sprache. Wilhelmsen sah jetzt nochmals hinunter und bemerkte unten auf der Strasse einen zweiten Wagen mit Leuten in deutscher Polizeiuniform. Obwohl unsere Uniformen schon wiederholt von dänischen Widerstandsleuten missbraucht worden war, beschloss er jetzt doch zu öffnen. Die Einlassfordernden waren eben dabei die Türe mit einer Handgranate aufzusprengen. Es waren tatsächlich Leute des SD.

Sie drangen jetzt in die Wohnung ein, nahmen Wilhelmsens weggelegte Pistole an sich und schlugen ihm sofort mehrmals ins Gesicht. Dabei bedrohten sie ihn mit der Maschinenpistole. Dann begannen sie die Wohnung zu durchsuchen und ihn gleichzeitig zu verhören. Dabei ergab sich sofort, dass sie es garnicht auf ihn abgesehen hatten, sondern einen früheren Mieter der Wohnung suchten, der längst ausgezogen war und irgendwelcher illegaler Verbindungen beschuldigt wurde. Wilhelmsen, der also sachlich garnichts mit dem Durchsuchungsbefehl gegen seinen Mietvorgänger zu tun hatte, erklärte seinerseits den Beamten die Gründe, die ihn veranlasst hatten zunächst nicht zu öffnen. Anstatt nach dieser Aufklärung die Durchsuchung abzubrechen und sich zurückzuziehen, setzte das Kommando seine Aktion aber fort. Sie seien nun einmal da, erklärten die Polizisten, und führten den Befehl zur Haussuchung auch aus, einerlei ob beim richtigen oder falschen Mieter.

So durchwühlten sie, wie bei solchem Anlass üblich, alle greifbaren Papiere und nahmen verschiedenes an sich. Schliesslich fanden sie einen Ausweis, den ich Wilhelmsen schon vor längerer Zeit ausgestellt hatte, und zwei Blankowehrmachtsfahrtscheine mit meiner Unterschrift und den Dienststempeln der ATP. Die Papiere sollten ihm in dringenden Not-

fällen, z.B. beim überraschenden Losbrechen einer Invasion, das beabsichtigte Ausweichen nach Deutschland zusammen mit seiner Frau ermöglichen. Entgegen meiner dringenden Bitte und unserer getroffenen Verabredung hatte er die Dokumente nicht im Banksafe aufbewahrt, wo sie sicher lagen, sondern in seiner Wohnung.

Nun wurde er sofort verhaftet und ins Shellhaus transportiert. Dort schlug man ihn sogleich mit Knüppeln blutig und verhörte ihn dann mehrere Stunden noch in der gleichen Nacht. Wilhelmsen war einer unserer wertvollsten Freunde, ein Mann von Begabung und vollkommener Sauberkeit, loyal seinem Lande wie nach der deutschen Seite, ein gentleman, überzeugt das Beste für sein Land zu tun, wenn er für die Verbesserung der beiderseitigen Beziehungen arbeitete. Lange Zeit hatte er den Ausschuss des dänischen Ausenministeriums für kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland als Generalsekretär geleitet. Natürlich verfügte er über gute Beziehungen zu allen möglichen massgebenden deutschen Stellen und Persönlichkeiten. Sie nützten ihm allerdings um 3 Uhr früh in einem Polizeikeller der SS nicht viel. Den rüdeln Flegeln, die ihn unter ihren Knüppeln hatten, war sein Name und sein Wirken gänzlich unbekannt. Der Gedanke, seine Angaben könnten richtig und die ganze Angelegenheit in Ordnung sei, dämmerte ihren von Misträuen durchtränkten Polizeigehirnen nicht auf.

Bovensiepen, dem man die Sache zusammen mit den ominösen Ausweisen am nächsten Morgen in entsprechender Aufmachung servierte, verfügte sofort meine Verhaftung. Dazu war er an sich nicht berechtigt; als Offizier konnte ich nur von der Geheimen Feldpolizei festgenommen werden. Die diesbezüglichen Debatten mit Oberstleutnant Eckhardt, dem Verbindungs-offizier, wurden durch Schulzens telefonische Auskunft illusorisch. Er teilte mit, ich sei auf Dienstreise nach Deutschland gefahren und daher derzeit nicht erreichbar.

Tatsächlich war ich erst am gleichen Morgen abgereist und befand mich zur Zeit der Rückfrage noch auf dänischem Gebiet. Bovensiepen hätte mich in Gedser noch erreichen können. Das hatte Schulz aber geistesgegenwärtig verschwiegen.

Unterdessen hatte man Wilhelmsen erneut verhört und ihm dabei versichert, sein Spiessgeselle Bomhard sei nicht nur bereits verhaftet, sondern habe auch schon "alles" gestanden, sogar die Höhe der Summe, die er von ihm, Wilhelmsen, für die Ausweise erhalten habe. Die Anwendung dieses uralten Tricks und besonders die Erwähnung der "Bestechungssumme" erwies sich als grosse Dummheit der SS. Denn von die-

sem Augenblick an wusste er natürlich mit vollkommener Sicherheit, dass alle Vorhaltungen nur Bluff und Lügen waren.

An diesem Vormittag gelang es dem kaltblütigen Wilhelmsen noch zum Glück, zwei Passbilder von mir, die er in seiner Briefftasche bei sich trug, unter den Augen des ihn ständig bewachenden SS-Mannes zu zerreißen und im WC verschwinden zu lassen. Die Bilder waren für einen dänischen Pass bestimmt, den er mir verschaffen wollte und den ich vielleicht in den turbulenten Tagen des Zusammenbruchs gebrauchen konnte. Ihren Besitz der SS plausibel zu machen wäre ihm wie mir schwer gefallen, und so war ihr Verschwinden für mich wesentlich.

An diesem Morgen erreichte Wilhelmsens Entrüstung über die ihm widerfahrene Behandlung den Höhepunkt. Sein dementsprechend energisches Auftreten veranlasste nun doch die Beamten, einige seiner deutschen Freunde zu benachrichtigen, auf die er sich berief. Schacht, der Kulturattaché Bests, der selbst dem SD angehörte, klärte schliesslich die ganze Sache auf und holte ihn nach 24stündiger Haft heraus. Mit Befriedigung stellte ich fest, dass sein Verständnis für innerdeutsche Verhältnisse durch sein Erlebnis merklich zugenommen hatte.

Das also hatte sich vor 10 Tagen ereignet. Nun war noch mein Anteil an der Geschichte zu bereinigen.

Am nächsten Tage wurde ich von Oberstleutnant Eckhardt, dem Verbindungsoffizier beim BdS, vernommen. Ich hatte keinen schweren Stand. An sich war ja die Sache schon in Ordnung, und ich musste nur die an sich unzulässige Ausstellung der Wehrmachtsausweise für Wilhelmsen rechtfertigen. Ich kannte alle Karten des Spiels, und Eckhardt wie Hoffmann[†] waren wohlgesonnen. Eckhardt bemängelte nicht die Ausstellung der Ausweise an sich. Ein Abwehroffizier kann, wenn er es für richtig hält, derlei ohne weiteres tun, auch wenn es normalerweise nie in Frage käme. Doch nahm er berechtigten Anstoss an der Blanco-Ausstellung der Papiere. Gerade bei der Gefährdung Wilhelmsens bestehe die Gefahr, dass sie in die Hände des dänischen Widerstandes fallen und dort Unheil anrichten könnten. Das war richtig. Aber ich hatte mit Wilhelmsen fest abgemacht, dass sie im Safe und keinesfalls in seiner Wohnung aufbewahrt werden sollten. Bei Einhaltung dieser Verpflichtung wäre der ganze Ärger natürlich vermieden worden.

Ich wurde vermahnt mit der Bemerkung, es hätte leicht ein hässliches Kriegsgerichtsverfahren daraus entstehen können. Dann wurde der Akt geschlossen, und ein entsprechender Bericht ging nach Berlin.

†) SS-Sturmbannführer und Leiter der Abt. IV (Gestapo) beim BdS Dänemark

Wir feierten den Abschluss bei Wilhelmsen feucht und fröhlich. Ihm kam das Intermezzo zur Stärkung seines dänischen Renommés sehr gelegen. Für die Zeit nach Kriegsende bedeutete es ein gutes Entlastungsmaterial gegen den Vorwurf der Zusammenarbeit mit dem Feind, der ihm sicher gemacht werden würde.

Auch für mich war es gut abgegangen. Indessen war ich "aufgefallen", und das war beim Militär von jeher und ganz besonders im Dritten Reich von Übel.

Ina Stein

Wenige Tage später, zu Ende September, fuhr ich wieder zum Amt Mil, das inzwischen ins Lager Waldburg bei Storkow umgezogen war. Dort teilte mir der zuständige Abteilungs - chef Ohletz ohne nähere Angabe von Gründen mit, dass aus meiner schwedischen Verwendung nichts werde. Ich solle vorläufig der kopenhagener Aussenstelle der Ast Stettin zugeteilt werden, dann wolle man weiter sehen.

Gewohnt an die gerade damals beständig wechselnden Entscheidungen militärischer Stellen besonders in Personalfragen, die unter der Auswirkung der schon deutlich spürbaren inneren Zersetzung des Apparates immer unpräziser und sprunghafter wurden, fand ich mich sofort mit dieser neuen Lage ab und fuhr, wie vorgesehen, weiter in Urlaub nach der Weitnau. Mit Ohletz stand ich nicht besonders und mochte ihn daher nicht nach den Gründen fragen. Ich kam am 1. 10. im Allgäu an und gedachte, in Ruhe 14 Tage dort zu bleiben.

Es wurde nichts daraus. Schon am 4. 10. schreckte mich ein Brief von Schulz aus meinem Urlaubsfrieden mit der Mitteilung, dass nach zuverlässigen Informationen gewisse Äusserungen der Stapo hinterbracht worden seien, die eine Untersuchung eingeleitet habe. Ein wohlinformierter guter Freund habe einige Besorgnis geäußert. Er hoffe, dass sich die Sache zu meinen Gunsten aufklären werde.

Das war keine angenehme Überraschung. Bei der hochgradig gespannten inneren Atmosphäre, die noch ganz unter den Auswirkungen des 20. Juli stand und durch die militärische Entwicklung an allen Fronten fortlaufend noch verschärft wurde, war eine solche Untersuchung nicht leicht zu nehmen. Es konnte alles mögliche dahinterstecken. Auf jeden Fall musste man sofort Gegenläge tun und zunächst versuchen, die Lage allseitig möglichst genau zu klären.

So wenig angenehm es war: ich musste weg. Man musste der Gefahr, die da heraufzog, entgegengehen. Das konnte nur in Berlin und in Kopenhagen geschehen. Dorthin musste ich mich sogleich begeben.

Nach einer schönen, in den drei letzten Tagen allerdings etwas überschatteten Urlaubswoche fuhr ich am 7. morgens wieder weg, übernachtete wie gewöhnlich im Adlon und traf am 8. Abends in Kopenhagen ein.

Schulz war zu diesem Zeitpunkt leider nicht mehr dort. Man hatte die Briefprüfstelle, der unsere alte ATP jetzt eingegliedert war, aus Sicherheitsgründen nach Sönderborg verlegt. Dort machte er jetzt also Dienst. Das war für mich in der bevorstehenden schwierigen Zeit ein fühlbarer Verlust. Sein ruhiges, kluges Urteil und seine grosse juristische Erfahrung fehlten mir, vor allem aber seine freundschaftliche Anteilnahme und menschliche Wärme. So konnte ich mich in den nächsten Wochen mit niemand richtig aussprechen. Und gerade in schwieriger Lage ist eine Aussprache von besonderem Wert. Sie klärt und bereinigt auch das eigene Urteil. Zum Glück war Hans Hoesslin noch da. Er half mir, wo und wie er konnte, als treuer Freund. Doch fehlten ihm die Kenntnis unserer besonderen dienstlichen Verhältnisse und die juristische Unterlage.

Meine erste Aussprache mit Erl. v. Uechtritz, von der Schulz' Informationen stammten, ergab, dass die Stapo offenbar irgendwelche Äusserungen über den Kriegsverlauf erfahren und darüber Untersuchungen angestellt hatte. Uechti, wie wir sie nannten, hatte in den letzten Tagen nicht Neues darüber gehört und nahm an, dass die Sache schon erledigt sei. In welcher Form und wem gegenüber die inkriminierten Bemerkungen gefallen seien, wusste sie nicht zu sagen.

Mit dem 20. Juli schien die Sache demnach gottlob nichts zu tun zu haben.

Am nächsten Tage beschloss ich, den Stier bei den Hörnern zu fassen und begab mich unmittelbar in die Höhle des Löwen zu dem Mann, der am besten Bescheid wissen musste: Hoffmann. Wir waren erstmals durch die Umorganisation der ATP und seither öfters in Berührung gekommen. Er stammte von der Mosel und hatte Humor und Sinn für gutes Leben, doch mahnten seine eiskalten, wassergrauen Augen zu jeder Vorsicht.

Der Chef der Stapo begrüßte mich wie immer freundlich und entgegenkommend. Dann sagte er sofort: "Sie wissen - und falls nicht, so sage ich es Ihnen hiemit -, dass ein Verfahren wegen Defaitismus gegen Sie bei uns eingeleitet ist und läuft."

Es tut mir leid, dass es so ist, ich hätte, wenn möglich, die Sache gern unter den Tisch fallen lassen. Aber das ging nicht, denn es liegt eine formelle Anzeige gegen Sie vor. Wir mussten sie aufgreifen. Es ist, unter uns gesagt, eine grosse Schweinerei. Wir mussten Zeugen vernehmen. Ich will mit dieser Sache möglichst nichts zu tun haben, ich habe den Akt gestern an die Ast Stettin abgegeben und die Papiere nach Krugsdorf geschickt. Das ist ja jetzt ihre Dienststelle. Ich hoffe, Sie können sich herausziehen."

Das war viel ernster, als ich angenommen hatte. Hier standen mindestens langjährige Zuchthausstrafen auf dem Spiel, oder ein "Bewährungsbataillon". Vor allem war es jetzt wichtig zu erfahren, was an Material vorlag. Ich sagte: "Unsere Lage ist sehr ernst, aber diese Einsicht ist noch kein Defaitismus. Entscheidend ist doch, wie man sich zu einer ernsten Lage stellt. Wer wirft mir Defaitismus vor und warum?"

Hoffmann dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: "Ich kann Ihnen dienstlich darüber nichts sagen. Etwas werden Sie wohl bei Ihrer Vernehmung hören. Die Anzeige ist übrigens unter der ausdrücklichen Auflage gemacht worden, dass Sie ihren Urheber nicht erfahren." Pause. "Sie haben wohl bei den, hm, Kämpfen der letzten Zeit in Frankreich gelegentlich etwas schwarz gesehen. Man behält solche Auffassungen heutzutage am besten bei sich, wenn man nicht ganz genau weiss, wen man vor sich hat. Vor allem muss man sich vor Weibern hüten". Er schwieg eine zeitlang. "Weiber sind Bestien" fuhr er dann fort, "Intrigant, gemein, dumm, aber schlau. Und rachsüchtig. 80% unserer Anzeigen und unseres Materials stammt von ihnen. Die Stapo lebt von ihren Denunziationen". Pause. "Kennen Sie übrigens Leute vom Stabe des Admirals Skagerrak"?

Das war die Dienststelle Wurmbachs. Ich nannte Frebald, der dort als Reserveoffizier mit meteorologischen Dingen befasst war. Sonst kannte ich noch Frau von Stein, Leiterin des Marinehelferinnenheims, mit der ich gelegentlich gesellschaftlich verkehrt hatte. Wurmbach selbst war mir persönlich unbekannt, ich hatte ihn nie gesehen, er wusste aber wohl durch Ina Stein von meiner Existenz.

"Ja", fuhr Hoffmann fort, "das scheint so. Natürlich weiss er von Ihrer Existenz. Über die Weiber habe ich Ihnen meine Meinung ja schon gesagt. Aus dieser Ecke - nun, Sie werden ja selber sehen. Ihr Akt ist, wie gesagt, in Krugsdorf. Sehen Sie zu, gut durchzukommen".

Ich ging. Es war mir nicht besonders wohl zu Mute. Seit einer Woche hatte sich die Welt erheblich verdüstert. Hier

ging es offenbar um Kopf und Kragen.

Durch Hoffmanns fast kameradschaftliches Verhalten konnte ich jetzt wenigstens die Richtung, aus der der Schuss gefallen war. Es war erstaunlich. Nie hatte ich mit der Marine irgendwelche Reibungen gehabt. Meine Beziehungen zu Ina Stein waren durchaus gelegentlicher Art und hatten keinen Augenblick die korrekte Linie gesellschaftlicher Form verlassen. Dass sie Wurmbachs Freundin war, wusste man. Ich war nach dieser Richtung hin an ihr ganz uninteressiert; sie reizte mich als Frau nicht im geringsten.

Aber nach Hoffmanns unmissverständlichen Andeutungen war es klar, dass sie und der Marinestab entscheidend an der Angelegenheit beteiligt waren. Und das erschreckte mich. Gerade bei Frau von Stein hatte man immer ganz besonders offenherzig gesprochen. Ich erinnerte mich sehr weitgehender Äusserungen einiger ihrer Gäste. Aber immernin konnte auch über meine Einstellung dort kein Zweifel herrschen. In der Form, der dialektischen Fassung meiner Bemerkungen war ich allerdings immer sehr vorsichtig gewesen - auch bei ihr. Aber wo lag das Motiv zu diesem Schritt? Es war mir rätselhaft.

Am nächsten Morgen fuhr ich südwärts nach Deutschland. Krugsdorf, wo sich die Ast Stettin befand, lag irgendwo hinter Pasewalk in der pommerschen Steppe. Man musste, um es zu erreichen, mehrmals umsteigen.

In Güstrow hatte ich mehrere Stunden Aufenthalt. Ich ging, um mir die Zeit zu vertreiben, ins Kino. Es lief ein guter ungarischer Film, doch während der Vorstellung überfiel mich eine solche Welle mutloser Verzweiflung und nackter Furcht vor dem, was mir vielleicht unmittelbar bevorstand, dass ich den Szenen auf der Leinwand nicht mehr genau zu folgen vermochte. Ich wusste ja noch immer nicht, was im Einzelnen gegen mich vorgebracht wurde. Vielleicht war es mehr als genug, um mir, so wie die Dinge lagen, den Hals zu brechen.

Spät abends kam ich in Zarrentin, der Bahnstation für Krugsdorf, an. Es regnete in Strömen. Beim ersten Schritt aus dem Bahnhof versank ich in grundlosem Schlamm. Ein Auto der Dienststelle brachte mich in halbstündiger Fahrt über wahrhaft östliche Kolonnenpfade ins Quartier. Es war schon sehr spät. Der Kommandeur, Kapitän zur See Wiebe, wollte mich gleich am nächsten Morgen sprechen. Es schien in Krugsdorf gute Luft zu wehen. Ich überwand den Rest der Krise dieses Tages und bekam wieder Oberwasser. So schlief

Ich im Gegensatz zur vorvergangenen Nacht tief und normal wie immer bis zum Morgen. Mein guter Schlaf hat mich bisher noch fast nie im Stich gelassen.

Wiebe begrüßte mich am nächsten Tage mit einer Herzlichkeit und kameradschaftlichen Wärme, die den menschlichen Kontakt vom ersten Augenblick an herstellte. Was für ein Glücksfall! Man konnte offen mit ihm reden, und ich tat es. Er erwies sich als klug und grosszügig. Und vor allem sah ihm die Gegnerschaft gegen das Dritte Reich aus allen Knopflöchern. Wir fanden uns in wenigen Minuten.

Mein Stapoakt war zuständigkeitshalber gestern morgen bei ihm eingelaufen. Da ihn Berlin bei der jetzt dort herrschenden Schlamperie nicht davon verständigt hatte, dass ich zu seiner Dienststelle gehöre, so nahm er an, es handle sich um einen Irrläufer, las den Akt flüchtig durch und gab ihn dann sofort nach Berlin an das Amt Mil weiter. Immerhin hatte er den wesentlichen Inhalt des Dokuments behalten. Er teilte mir, was er wusste, ohne weiteres mit.

Danach war die Anzeige tatsächlich von Wurmbach erstattet worden. Er hatte Ina Stein und noch eine weitere Angehörige des Marinehelferinnenheims als Zeugen benannt, und diese waren auch vernommen worden. Nach ihrer übereinstimmenden Aussage hatte ich sie Mitte September in Kopenhagen auf der Strasse getroffen und dabei geäussert, der Krieg sei ja nun wohl bald vorüber, vielleicht schon in vier Wochen. Das war die einzige konkrete Angabe. Alles andere waren unbestimmte Behauptungen über meine kritische Einstellung und darüber, dass ich das Gegenteil von Siegeszuversicht zur Schau getragen habe.

Mir fiel ein Stein erheblichen Gewichts vom Herzen. Ich erinnerte mich des Vorgangs noch ganz genau: auf dem Strög war ich den Beiden im hellen Sonnenschein begegnet und hatte Frau von Steins neues Kleid bewundert. Vom Kriege sprachen wir erst ganz zum Schluss und nebenbei. Sie frug mich lachend, wie lang er wohl noch dauern könne, und ich antwortete ebenso, vielleicht werde alles in vier Wochen schon vorbei sein.

Das war alles. Jetzt zeigte sich der Vorteil des Verfahrens, nur in sorgfältig formulierten Wendungen Kritik geübt zu haben, die juristisch nicht zu fassen waren. Hätte ich alles ausgesprochen, was ich je in ihrer Gegenwart ausgedrückt hatte, so wäre ich jetzt verloren gewesen.

Wiebe meinte, mit diesem Tatbestand liesse sich wohl fertig werden. Allerdings sei grosse Vorsicht geboten, er brauche mir darüber nichts zu sagen. Auf jeden Fall werde er mir nach besten Kräften helfen.

Mit dieser wertvollen Zusage fuhr ich am nächsten Tage

wieder zurück nach Kopenhagen.

Wieder traf ich mich mit Frebold. Die bekannt gute Küche des eleganten ungarischen Restaurants "Hungaria" gab der Unterhaltung die nötige Würze. Wir setzten die letzten Steine ein, die an dem Mosaik noch fehlten.

Frebold sagte mir, dass die Wenigen, die im engsten Stabe Wurbachs von der Sache wussten, sie schärfstens missbilligten. Der Chef des Stabes sei ausser sich gewesen. Deshalb habe Wurbach die Sache wohl auch telefonisch und nicht schriftlich mit der Stapo abgemacht. Sein Wunsch, mir die Herkunft der Denunziation unter allen Umständen zu verheimlichen, war Frebold neu. Seiner Ansicht nach waren drei Momente zusammengekommen, die den Admiral zu seinem Schritt gebracht hatten: erstens habe er immer kräftig auf das Regime losgezogen und sogar seine Tochter aus dem BDM genommen. Deshalb habe er sich bei dem nach dem 20. Juli einsetzenden Gesinnungsterror unsicher gefühlt, für seine Carriere gefährdet und sich durch eine Anzeige eine gute Note verschaffen wollen. Zweitens seien kürzlich in seinem Dienstbereich durch den Leichtsinne eines Marinebaurats Pläne der Befestigungen auf Jütland in grösserem Umfang an die Engländer gekommen. Die Abwehr habe das unter starken Störungsversuchen Wurbachs aufgedeckt und gegen seinen Protest den Marinebaurat wegen fahrlässigen Landesverrats von der Geheimen Feldpolizei festnehmen lassen. Dadurch sei bei Wurbach eine starke Verstimmung gegen die Abwehr entstanden, und er habe wohl die erste Gelegenheit, ihr seinerseits "eins auszuwischen", gern benützt. Und drittens habe Frau von Stein wohl etwas zu viel von mir gesprochen und so Misstrauen und Eifersucht bei ihm wachgerufen. - Hoffmann hatte, wie Frebold mir bestätigte, tatsächlich versucht die Angelegenheit zu bagatellisieren und sie nicht als förmliche Anzeige zu behandeln, aber Wurbach habe darauf bestanden das Verfahren einzuleiten.

Der Geist der Kaiserlichen Marine schien dem Herrn Admiral weitgehend abhanden gekommen zu sein.

Nun blieb noch die Probe aufs Exempel: Ina Stein selbst. Ich suchte sie auf: sie liess sich zweimal verleugnen. Schliesslich erwischte ich sie doch. Sie leugnete mit eiserner Stirn, irgend etwas von der Sache zu wissen, und entwickelte beachtliche schauspielerische Fähigkeiten. Leider war es nach Lage der Dinge unmöglich ihr alles auf den Kopf zuzusagen, denn ich durfte ja offiziell nichts darüber wissen, wenn ich nicht meine Gewährleute in Ungelegenheiten bringen wollte. Doch trieb ich sie derart in die Enge und machte ihr solche Angst, dass ich sie schliesslich ziemlich befriedigt

verlassen konnte. Die Pfeile, in Säure getaucht und mit Widerhaken versehen, sassen tief im Fleisch.

Das zeigte sich, als Hans Hoesslin sie einige Tage später ebenfalls besuchte. Es fehlten mir noch einige Details, die er versuchen wollte herauszufinden. Zunächst war es auch ihm fast unmöglich bis zu ihr vorzudringen. Natürlich blieb sie bei ihrer alten Taktik. Als ihr Hans H. ziemlich zu setzte, tröstete sie sich schliesslich mit der Feststellung: "Er ist ja so gewandt, er wird sich schon herausreden".

Sie entstammte dem pommerschen Uradel. Ich dachte an Herrn Hoffmanns Meinung. - -

Wiebe hatte eingewilligt mich zunächst in Kopenhagen zu belassen. Es war da noch verschiedenes zu tun. Inzwischen würde man dann weiter sehen. Zunächst musste ich ja auch bald nach Waldburg zum Amt Mil. Dort lag mein Stapoakt, zu dem ich noch gehört werden musste. Dann musste entschieden werden, ob und wann die Kriegsgerichtsverhandlung sein sollte.

Die Vernehmung in Waldburg fand am 21. Oktober statt. Ohletz führte sie selbst. Dieser junge, überaus strebsame Generalstäbler der Luftwaffe passte sehr gut in die kalte, zynische SS-Athmosphäre Waldburgs. Das Amt Mil sass dort halb als Mitarbeiter, halb als Gefangener der SS. Nach dem 20. Juli hatte man fast alle Abteilungsleiter, soweit sie Offiziere waren, entfernt und durch SS-Leute ersetzt. Als einzigen belies das RSHA Ohletz auf seinem Posten, er galt bei der SS mit Recht als völlig zuverlässig.

Das Barackenlager, einsam im melancholischen Sand des märkischen Kiefernwalds gelegen, war stark gesichert. Nach der üblichen genauen Überprüfung der Personalien und Papiere durch die Lagerwache der SS betrat man der eigentlichen Sperrbezirk und war sofort aufs peinlichste berührt durch den Anblick zahlreicher KZ-Häftlinge in gestreifter Lagerkleidung, die hier im inneren Dienst, zur Sauberhaltung, als Handwerker, in der Küche und zur Bedienung der SS verwendet wurden. Der Anblick ihrer kurzgeschorenen Schädel und der gezeichneten Gesichter wirkte beschämend und aufreizend zugleich. Das war kein Rahmen für den Arbeitstag eines Offiziers und für eine der bisher wichtigsten Abteilungen des OKW. - Nach der wirklichen Lage der Dinge stand ich ihnen näher als ihren Wärtern. Ich dachte unter ihren Blicken im Vorübergehen: Wenn ihr wüsstet, wozu ich hier bin!

Die Vernehmung durch Ohletz in Gegenwart zweier anderer Offiziere machte keine besonderen Schwierigkeiten. Ich kannte den Vorgang und war genügend vorbereitet. Ohletz führte die Verhandlung kühl und sachlich, eher wohlwollend als ablehnend. Er nahm meine Auslassungen zu Protokoll und for-

derte mich auf meine Stellungnahme schriftlich festzulegen. Schliesslich bezeichnete er die ganze Angelegenheit als "eigenartig" und erklärte nach dieser salomonischen Meinungsäusserung seine Bereitwilligkeit, mir zu helfen. Seine Hilfe, dessen war ich sicher, würde nicht sehr weit gehen.

Ich salutierte und ging. Dann schrieb ich meine bereits fertig mitgebrachte Stellungnahme draussen in die Maschine und empfahl mich wieder. Ein Wagen des SS, der ohnehin den Weg machte, brachte mich zum Bahnhof Storkow. Der Fahrer war ganz unbefangen. Seine eingehende Befragung ergab, dass die KZ-Gefangenen auf diesem Aussenkommando im Allgemeinen ordentlich behandelt wurden. Der Dienst galt bei ihnen als bevorzugte Verwendung.

Ich fuhr sofort nach Süden weiter, kam aber erst am nächsten Abend nach der Weitnau. Der Mittagsanschluss klappte wie gewöhnlich in Kempten nicht. Die beständigen Luftangriffe machten den fahrplangerechten Zugverkehr beinahe unmöglich.

Ich konnte nur eine^m gestohlenen Tag lang zuhause bleiben. Die früher schon getroffenen Vorsichtsmassregeln für den Fall einer Hausdurchsuchung durch die Stapo wurden nochmals überprüft und ergänzt. Mit meiner Frau besprach ich offen meine Lage. Sie musste ja für jeden Fall im Bilde sein. Ihr Mut und ihre hoffnungsvolle Zuversicht bedeuteten ein grosses Positivum.

Am 25. Oktober traf ich in Kopenhagen wieder ein.

Horn.

Im Hotel - ich wohnte seit einiger Zeit in Bahns Hotel, das früher unsere Dienststelle beherbergt hatte, denn das 'Turist' war von der SS beschlagnahmt - übergab mir der Portier Petersen bei meiner Ankunft einen Zettel.

Mindestens jeder vierte Däne, manche behaupten sogar: jeder dritte, heisst Petersen. Einer meiner Vorfahren, ein Urgrossvater meines Grossvaters Lufft, war auch Däne und hiess Petersen. Der Portier Petersen war übrigens kein wirklicher Portier, sondern ein verkrachter Rechtsanwalt. Das ist aber eine andere Geschichte.

Petersen also überreichte mir einen Zettel. Ich sollte die darauf notierte Nummer sofort anrufen.

Er stellte selbst die Verbindung her. Es meldete sich eine Damenstimme. Sie bestellte mich auf dänisch in eine

kleine Nebenstrasse des Hafenviertels. Es sei dringend.

Petersen war ein erfahrener Mann. Ich nannte ihm Zeit und Ort des Treffs. Dann zog ich mich um - ich trug auf Dienstreisen nach Deutschland immer Uniform - und ging. Eine hübsche Person um Mitte 20 erwartete mich. Sie war sehr elegant. Die Däninnen sind im allgemeinen pünktlich. Es gehört das zu ihrer Auffassung von kameradschaftlicher fairness. Wir gingen in ein kleines nahegelegenes Café, drei Stufen unter der Strasse. Sie entschuldigte sich ein wenig wegen des Anrufs. Sie sprach jetzt deutsch, wenn auch nicht ganz fliessend. - Es war Horns Sekretärin aus der "Ufa". Wir hatten schon oft zusammen telefoniert, wenn ich mich mit ihm verabredete.

Und nun erzählte sie. Ihr Chef sei ja in Schweden, sei im August regulär ausgereist. Das wusste ich. Nach Ablauf seines Visums habe er zunächst erklärt, er könne krankheitshalber nicht zurückkehren: Gehirnerschütterung beim Sturz im Bad. Den deutschen Gesandtschaftsarzt habe er zu einer Kontrolluntersuchung nicht empfangen. Schon damals habe man überall gemunkelt, er werde nicht zurückkehren. Ob ich das wisse?

Ich bejahte es.

Nun habe er inzwischen erklärt, so fuhr sie fort, er werde nicht mehr zurückkehren, da er sich durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Haeften bedroht fühle, und habe sich unter den Schutz der schwedischen Behörden gestellt. Die Presse drüben in Schweden sei voll davon. Ob ich das wisse?

Ich erfuhr es erst jetzt. Aber ich hatte es erwartet.

Nun, und die Gestapo habe natürlich eine Untersuchung eingeleitet. Seine Wohnung sei dabei untersucht und beschlagnahmt worden. Man habe seine Haushälterin vernommen, die nach der Abreise seiner Frau in die Schweiz seinen Haushalt versehen habe. Diese habe ausgesagt, Herr von Bomhard sei oft dagewesen. Er sei mit Herrn Horn sehr befreundet gewesen und wisse wohl auch Näheres über die Flucht nach Schweden. - Die Stapo wolle mich darüber vernehmen. Sie habe gehört, ich solle verhaftet werden.

Ich musste lachen. Das hatte gerade noch gefehlt. Ich hörte Hoffmann förmlich sagen: der Bomhard macht mir Kummer. Mit wieviel Ballen würde ich bis Kriegsschluss noch zu jonglieren haben?

Wir tranken noch einen Gin. Dann brachte ich sie bis zum Kongens Nytorv, dort verabschiedete sie sich. Es war für uns beide besser, wenn wir nicht zusammen gesehen wurden. Es war

anständig, dass sie mich warnte, denn es bedeutete immerhin ein gewisses Risiko.

Als mir in Bahns Hotel der Nachtportier den Zimmerschlüssel gab, sagte er: "Ich soll meinen Kollegen Petersen anrufen, wenn Sie nach Hause kommen. Er war in Sorge". Ich besorgte es gleich selbst. Er meinte: "Gut, dass Sie da sind. Es war keine gute Gegend für Sie, nachts". "Es gibt nur eine wirklich üble Gegend für mich in Dänemark", antwortete ich, "auch bei Tage. Das ist das Shellhaus". Er lachte. Er kannte meine Sorgen wenigstens andeutungsweise.

Es liess sich nicht leugnen, dass diese Geschichte reichlich ungelegen kam. Der SD würde sie genau untersuchen. Horn war ja nicht belanglos. Er vertrat die "Ufa" in Dänemark, also die grösste Filmgesellschaft Deutschlands. Seine Frau und Beate Dörnberg, die Frau von Sandro Dörnberg, Chef des Protokolls im Auswärtigen Amt, waren Schwestern. Der Fall hatte im Ausland schon ziemlich viel Staub aufgewirbelt und spielte sogar bis in die nächste Umgebung des Reichsbevollmächtigten. Best selbst hatte Frau Horn das Visum in die Schweiz verschafft.

Die nächsten Tage verwendete ich dazu, um alle erreichbaren Informationen über die Sache Horn zu sammeln. Dabei stellte sich heraus, dass er mit einigen massgebenden Herren unserer Gesandtschaft in eine Angelegenheit verwickelt war, die Himmler und seine Leute ganz besonders ärgern musste. Es handelte sich um die Erlangung dänischer Diplomatenpässe.

Als ich genug zu wissen glaubte, ging ich zu Hoffmann. Es geschah nicht freiwillig. Er hatte mich zitiert und empfing mich mit der Frage: "was wissen Sie von der Geschichte Horn?" Ich antwortete wahrheitsgemäss, dass ich von seiner Emigration - die Behörden nannten es Fahnenflucht, denn Horn war wehrpflichtig und nur zurückgestellt, und demnächst sollte er geholt werden - dass ich also davon Mitte September habe munkeln hören (Zwischenruf: "von wem"? von Schacht, Bests Kultur- und Presseattaché). Alles weitere habe ich in den letztvergangenen drei Tagen nach meiner Rückkehr nach Kopenhagen erfahren.

Hoffmann sagte mir, es sei der Verdacht entstanden, ich habe von Horns Absichten vorher gewusst. Auch habe Horn die Zustimmung der berliner Zentrale der "Ufa" zu seiner Schwedenreise dadurch erhalten, dass er Aufträge der Abwehr vorgegeben und dabei meinen Namen genannt habe. Ich antwortete, dass ich keine Ahnung von seinen Absichten gehabt habe und ihm niemals Aufträge erteilt hätte, schon deshalb nicht, weil ich dienstlich dazu garnicht in der Lage war. Das er -

läuterte ich ihm im einzelnen.

Das war die Wahrheit. Nach meiner Überzeugung war Horn nur weggegangen, um nicht mehr eingezogen zu werden. Das politische Motiv hatte er nur vorgeschoben, um seinen Ausflug in vorteilhafte Beleuchtung zu bringen.

Schliesslich verlangte Hoffmann eine schriftliche Darlegung meiner Ansicht. Ich brachte sie ihm am nächsten Tage. Es war der 31. Oktober. Damit war diese Sache zunächst erledigt.

Für den Augenblick war damit alles in Ordnung, obwohl ich wieder erheblich "aufgefallen" war. Aber zwei Tatbestände durften der Stapo unter keinen Umständen bekannt werden, sonst war ich erledigt: mein Zusammentreffen mit Haeften im Hause Horn am 14. Juli, also 6 Tage vor dem Attentat, und dann die Tatsache, dass ich die Briefprüfstelle München dienstlich angewiesen hatte, Horns Briefe an seine Frau nach Davos als "V-Post" uneröffnet passieren zu lassen. - Am 14. Juli abends hatte Horn die Haushälterin frühzeitig weggeschickt, und wir waren allein in der Wohnung. Das war gut so. Was München betraf, so konnte ich nur warten. Wenn sie dort richtig funktionierten, so musste in kurzer Zeit die Meldung kommen, dass Horns Post dort auf Weisung aus Kopenhagen nicht kontrolliert worden sei. Aber diese Meldung kam bis zum Schluss nicht. Sie beobachteten in München eben mehr den Südosten und die Schweiz. So konnte ich meine Befürchtungen allmählich einschlafen lassen.

Diese Horn-Geschichte war, für sich allein und isoliert betrachtet, nicht besonders gefährlich. Aber im Zusammenhang mit den anderen laufenden Angelegenheiten verschlechterte sie meine Lage doch fühlbar. Mein Name fiel immer wieder in misslichen Zusammenhängen. Die Abwehr stand ohnehin aus mehreren Gründen im Brennpunkt eines erheblichen negativen Interesses des RSHA. Es lag sehr nahe, mich einmal gründlich zu durchleuchten. Dann war meine Chance nur mehr recht gering.

Tatsächlich ist diese Entwicklung auch eingetreten. Ich erfuhr es als positiven Tatbestand erst längere Zeit nach dem Zusammenbruch. Damals, um die Jahreswende 44/45, spürte ich nur das Anwachsen der Bedrohung mit einer Art innerer Witterung. Im weiteren Verlauf der Dinge sollte sich das zeigen. -

Zwischenbilanz und neue Schwedenpläne.

Bei nüchterner Überprüfung erwies sich meine Lage als recht kritisch. Jeden Augenblick konnten die laufenden Untersuchungen neues Belastungsmaterial zutage fördern, und jede

Kleinigkeit musste den schon vollen Krug zum Überlaufen bringen und zu meiner Verhaftung führen. Dazu kam noch die latent drohende Gefahr aus der Verbindung mit dem 20. Juli. Die Untersuchung durch die Stapo hatte schon wenige Tage nach dem Anschlag einen solchen Umfang angenommen, dass die Sonderkommission, die man zur gründlichen Erhellung des Tatbestands und seiner Hintergründe gebildet hatte, auf mehr als hundert Beamte angewachsen war. Hitlers nervöse Rachsucht hatte eine Anzahl der Hauptakteure so schnell an den Galgen gebracht, dass ihre Vernehmungsmöglichkeiten noch keineswegs erschöpft waren, als sie zum Kummer der kriminalistischen Fachleute schon hingerichtet wurden, und so konnten durch die von höchster Stelle anbefohlene Schnelligkeit des Verfahrens, das zudem noch dauernd durch Sonderbefehle von dieser Seite her gestört wurde, eine Anzahl der beteiligten Personen nicht festgestellt werden. Das sollte jetzt ausgeglichen werden. Die Unterkommissionen, darunter eine eigene für das Amt Mil, begannen, sich auf dem ihnen zugewiesenen Gebiet sehr gründlich umzusehen. Bisher waren die doch sehr durchsichtigen Zusammenhänge meiner stockholmer Ernennung noch nicht aufgefallen, und Hansen und Engelhorn, die sie kannten, waren tot. Entstand in meiner Richtung aber auch nur der Schatten eines Verdachts, und das war nach Lage der Dinge jederzeit möglich und auf längere Zeit, wie sich nach dem Zusammenbruch erwies, sogar unvermeidlich, so musste, ganz abgesehen von den übrigen Belastungen, sofort eine Katastrophe eintreten.

Für diesen Fall musste aber noch vorgesorgt werden. Für den Fall einer weiteren Verschlechterung musste die Möglichkeit bestehen nach Schweden zu entkommen, und zwar mit Frau und Kind, denn man konnte die Familie nicht in den Händen der SS zurücklassen, die Sippenhaft als geeignetes Mittel der Rache und Erpressung ansah und benützte.

In den nächsten Tagen sprach ich mit dem Leiter der Zollhauptstelle Warnemünde, Amtmann Lüpke. Auch er war ein überzeugter Gegner des Regimes, der infolge seiner wiederholten Weigerung, in die Partei einzutreten, seit Jahren nicht befördert worden war. Ich schilderte diesem trefflichen Manne meine Lage andeutungsweise und in grossen Zügen. Bevor ich mein Anliegen auch nur andeuten konnte, erklärte er von sich aus seine Bereitwilligkeit mir jederzeit zu helfen. Das wog um so schwerer, als diese Hilfe für ihn ein beträchtliches Risiko einschliessen musste. Er erbot sich, mich und meine Frau jederzeit unkontrolliert auf die Fähre zu schaffen. Der Kleine sollte je nach Umständen an der

Hand oder, mit einer Dosis Schlafmittel für einige Stunden zu sicherer Geräuschlosigkeit gebracht, in einem grossen, verschliessbaren Transportkorb übergesetzt werden, den ich für diesen Zweck bereits besorgt hatte.

Die anständige Haltung Lüpkes, der in seiner einfachen und wortkargen Art ohne Zögern bereit war eine möglicherweise schwere Gefahr für einen beinahe Fremden auf sich zu nehmen, übertraf noch meine Erwartung, obwohl ich ihn so ähnlich eingeschätzt hatte. Damit war das heikle Problem des illegalen Übertritts nach Dänemark über die heikle Ostseegrenze gelöst. In der Millionenstadt Kopenhagen konnte man leicht für kürzere oder längere Zeit untertauchen. Ich hatte dort ja Freunde, und Schweden war erreichbar.

Nun galt es noch, den Weg zur illegalen Überfahrt nach Schweden sicherzustellen. Die Jahreszeit war dafür günstig; die langen nordischen Winternächte mit ihrer undurchdringlichen, diesigen Finsternis erleichterten den Verkehr über den Öresund. Eine alte Bekannte Hans Hoesslins dänisch-deutscher Abstammung, in deren schönem Haus wir manchen Sonntag angenehm verbracht hatten, übernahm es in dieser Sache mit einem führenden Mann des dänischen Widerstandes, einem kopenhagener Rechtsanwalt, Fühlung aufzunehmen. Ein Telefonanruf in meiner Gegenwart genügte (das vollautomatische kopenhagener Fernsprechnetz konnte, wie ich wusste, von uns nicht überwacht werden). Der zugesagte Bescheid erfolgte schon am nächsten Tage. Ich konnte, nach kurzfristig vorhergehender Benachrichtigung an ihn, mit den Meinen jederzeit übergesetzt werden.

So konnte ich die Stadt am 10. November mit dem Gefühl verlassen, in meinen Vorbereitungen "for the worst" nichts Wesentliches übersehen zu haben. Im Ernstfall blieben, davon war ich aus alter Erfahrung überzeugt, immer noch genug plötzlich neuauftauchende Schwierigkeiten zu überwinden. Tatsächlich wurde Lüpke wenige Wochen später noch als "missliebige" zum Militärdienst eingezogen. Das hätte den Übertritt für meine Familie sehr viel schwieriger, wenn nicht unmöglich gemacht, doch kam zu jener Zeit die "schwedische Lösung" schon kaum mehr in Frage. Sie war durch die Entwicklung überholt.

Krugsdorf.

Ich fuhr nach Krugsdorf, hielt mich dort allerdings nur

zwei Nächte und einen Tag auf. Das Zusammensein mit Wiebe war, wie das erste Mal, harmonisch. Sonst aber konnte ich dem Dienstbetrieb dort keinerlei Reiz abgewinnen. Ich hatte genug, ja übergenug vom Dritten Reich, von der Wehrmacht, von der Uniform und vom Deutschen Gruss und wollte weg von allem. Wer konnte wissen, welch gewissenloser Unsinn das Regime in seinen Todeskampf, in dieser Mischung von Agonie und Tobsucht zu unser aller Verderben noch unternehmen würde!

Mit einem Auftrag, der mich für fast 3 Wochen nach West- und Süddeutschland und nach Tirol führen sollte, fuhr ich zunächst nach Weitnau. Von dort begleitete mich meine Frau nach Innsbruck. Der Bahnhof der tiroler Hauptstadt war wenige Stunden vorher angegriffen worden. Wir mussten am Westbahnhof aussteigen und im Schein nächtlich lodender Brände zu Fuss zum Zentrum wandern. Der Bahnhofsbereich war für die Allgemeinheit abgesperrt. Wir erhielten durch den Bahnhofskommandanten ein gutes Quartier. Am Tage drauf erledigte ich meinen innsbrucker Auftrag, dann stiegen wir mit Gunhild Gise hinauf zur Hungerburg. Innsbruck lag drunten unter Luftalarm, während wir inzwischen auf der Höhe ein paar unbeschwerte Stunden im Sonnenglanz der Berge genossen.

Am nächsten Vormittag fuhren wir unter ziehenden Bomberschwärmen und durch lauter Luftalarme über Garmisch-Reutte nach der Weitnau zurück, um dort den Sonntag zu verbringen. Die weitere Erledigung meines dienstlichen Auftrags führte mich dann nach München, Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt/Main, Mannheim und Heidelberg. Mein Zimmer in der Grüneburg sah ich zum letzten Mal. Dann ging es über Berlin nach Zerrentin zurück. Am 1. Dezember traf ich in Krugsdorf ein.

In meinem Verfahren schienen inzwischen keine neuen Momente eingetreten zu sein, ausserlich hatte sich nichts verändert. Trotzdem wollte ich in den nächsten Tagen nach Waldburg. Das Barometer musste an Ort und Stelle geprüft werden.

In der Zwischenzeit war an der stockholmer Gesandtschaft Corvettenkapitän Riedel, der Gehilfe des Marineattachés, "abgesprungen" und hatte sich unter schwedischen Schutz gestellt. Durch seine dienstlichen Funktionen wie durch ausgezeichnete persönliche Beziehungen galt er als Geheimsträger höchster Stufe. Begreiflicherweise reagierte das Regime auf seinen Schritt sehr sauer. Er hatte sich ausreichend gesichert, so dass Himmel ihm zu seinem Kummer nicht viel anhaben konnte; die Gesandtschaft wurde in seinem Auftrag informiert, dass die Photokopieen gewisser Dokumente, die keinesfalls zu schwedischer oder alliierter Kenntnis kommen durften, an

sicherer Stelle deponiert seien und automatisch ausgeliefert würden, wenn ihm oder seiner Familie irgend etwas, Erkrankung und Unglücksfälle eingeschlossen, zustosse. Er kannte die Methoden der SS in solchen Fällen und hatte dementsprechend vorgesorgt.

Der überaus frostige Empfang in Waldburg am 7. Dezember zeigte, wie die Dinge standen. Ohletz behandelte mich kalt und abweisend und bedeutete mir, ich habe in Zukunft nur auf ausdrücklichen Befehl hin mich in Waldburg zu melden. Eine Entscheidung über die Durchführung des kriegsgerichtlichen Verfahrens sei noch nicht getroffen.

Die Atmosphäre im Lager war, auch abgesehen von meinem persönlichen Fall, schwer erträglich geworden. Der kalte Cynismus der SS war nicht geeignet unter dem Schatten der hereinbrechenden Katastrophe den einfachen menschlichen Zusammenhalt dieser Männer zu bewahren. Ein abscheulicher Verwesungsgeruch innerer Zersetzung lag über dem Ganzen. Abend für Abend betranken sich die Hauptakteure, wie mir Wiebe gesagt hatte; aber auch damit gelang es ihnen nicht mehr, das Grauen vor der herannahenden Nemesis zu überwinden. Ähnlich ging es übrigens im Shellhaus zu. Der Alkohol war die letzte Zuflucht dieser Leute.

Sobald als möglich verliess ich die ungastliche und gespenstische Stätte und wanderte bedrückt und einsam im kalten Grau eines frühen Regenabends durch Sand und Wald nach Storkow, übernachtete im Adlon und fuhr am nächsten Morgen nach Kopenhagen. Es sollte mein letzter Aufenthalt in Dänemark werden. Ich habe das Land bis zum heutigen Tage nicht mehr gesehen. Bei meiner Abreise von Kopenhagen am 17. Dezember nach Süden ahnte ich davon nichts, ich glaubte, noch öfters wiederkommen zu können.

Das Gefühl steigender Gefährdung, das mich seit dem letzten Besuch in Waldburg nicht mehr verlassen hatte, veranlasste mich in Berlin Bouhler aufzusuchen. Er konnte und musste mir helfen. Wir kannten uns ja seit Kindheitstagen, und ich hatte mich immer gut mit ihm gestanden, wenn auch in unseren Beziehungen vieljährige Pausen eingetreten waren. Das Missgeschick mit dem Verfahren wegen Defaitismus hatte ich ihm schon einige Wochen vorher in entsprechender Beleuchtung erzählt. Man musste ihm gegenüber sehr vorsichtig sein, denn er war durch und durch fanatisiert für seinen Führer und für die Idee des Nationalsozialismus und hätte Vater und Mutter hinrichten lassen, wenn er sie des Verrats an seinem Idol schuldig geglaubt hätte. Sein Leben, vom ersten Weltkrieg angeschlagen und auf ein falsches Gleis gebracht, war

mit der einfachen, unkomplizierten Gradlinigkeit, die für ihn typisch war, in unbarmherziger Konsequenz nach der verkehrten Richtung gelaufen. Es konnte jetzt nur noch im Untergang enden. Ein dumpfes Ahnen davon stand in seinen Augen, fanatisch verhärteten und manchmal fast wilden und doch fätslosen, ja verzweifelten Augen, die sein ganz und gar verfehltes Dasein spiegelten. Die tiefe Kluft, die uns jetzt in jeder Hinsicht trennte, konnte doch die Erinnerung an das klare, offene und gute Gesicht, den immer heiteren, grundanständigen "Phips" nicht auslöschen, mit dem mich vor 35 Jahren eine nie getrübe Zubenfreundschaft verbunden hatte. Als einer der ersten und ältesten und vor allem treuesten Anhänger Hitlers war er in seinen Diensten hoch gestiegen und würde jetzt um so tiefer fallen, wahrscheinlich ins Nichts. In langen Intervallen hatten wir uns gelegentlich gesprochen und in Ermanglung näherer Berührungspunkte der Ansichten und Interessen dann meistens über das Ergehen gemeinsamer Jugendfreunde uns unterhalten. Niemals hatte ich ihn oder er mich um irgend etwas gebeten, jetzt aber war es angezeigt, in der schwierigen Lage dieses Augenblicks diese vielleicht starke Karte auszuspielen.

Wir trafen uns diesmal nicht, wie bisher gewöhnlich, in der Neuen Reichskanzlei, sondern assen zusammen abends im Adlon, wo wir beide wohnten. Er hatte einen Adjutanten bei sich, einen jungen Menschen in der Uniform der Hitlerjugend, was eine nähere Aussprache zunächst verhinderte. Ich mochte die Dinge in seiner Anwesenheit nicht klarlegen.

Beim Essen sprachen wir hauptsächlich über die Ardenennenoffensive, die seit 60 Stunden angelaufen war und zu beachtlichen Anfangserfolgen geführt hatte. Böhler betonte, dass der Entschluss und die strategische Planung allein von Hitler ausgegangen sei. Das Ziel war, die britische Armee von ihren Nachschubbasen abzuschneiden und sie zu zwingen, den Kontinent zu räumen. Dann wollte er die entstehende Atempause benützen und die Russen zum Stillstand bringen. Aus Böhlers Worten sprach das hohe Mass von Hoffnung und Erwartung, das man in seinen Kreisen an dieses Unternehmen knüpfte. In Wahrheit war diese sinnlose Offensive, Hitlers letztes und grösstes va banque-Spiel, das Stalingrad Nr. 2, diesmal im Westen. Sie hatte nur insofern ihr Wertes, als sie durch die schnelle Vernichtung unserer letzten Kampfkraft in hohem Maasse kriegsverkürzend wirkte. -

Nach dem Essen fand sich dann doch die Gelegenheit, dem Reichsleiter den Stand meiner Angelegenheit kurz darzulegen. Er versprach einzugreifen. Am nächsten Tage rief

er in meiner Gegenwart von seinem Büro aus Kaltenbrunner an und erbat sich von ihm meinen Vorgang. Er sagte mir zu, dass er den Akt erst einmal "gründlich studieren" wolle und ihn zu diesem Zweck eine zeitlang bei sich behalten werde. So lange werde ja dann wohl die Sache ruhen, denn ohne Akt könne das Verfahren ja nicht weitergeführt werden. Dann trennten wir uns, und ich habe ihn nicht wiedergesehen. Beim Zusammenbruch wurde er gefangen genommen und nahm bei der Einlieferung ins Lager Dachau Gift, dem er sofort erlag.

HCN

Ich verliess die Reichskanzlei, nachdem ich noch einen Luftangriff in ihren tiefen Kellern, die aufs Beste ausgerüstet und behaglich ausgestattet waren, abgewartet hatte. Ich war doch recht erleichtert über die Atempause, die sich durch Houhlers Eingreifen ergeben musste. Vielleicht würde sie genügen, um mich über den kritischen Punkt zu bringen. - Ich begab mich auf eine Dienstreise nach Süddeutschland. -

Den heiligen Abend verbrachte ich in der Weitnau bei Frau und Kind, und fuhr am 28. Dezember über Leipzig und Magdeburg nach Berlin. Den Sylvesterabend verbrachte ich im Adlon unter Luftalarm, um den ich mich aber nicht kümmerte.

Das neue Jahr 1945 würde, so viel stand fest, den endgültigen Zusammenbruch bringen. Die dunkle Wand, seit Jahren näher und immer näher rückend, würde über uns allen zusammenbrechen. Nach aller Voraussicht musste bis spätestens Juni alles vorüber sein. So lange galt es, sich noch zu behaupten. Und dazu war ich fest entschlossen.

1945; das Ende.

Fast den ganzen Januar 45 machte ich Dienst in Krugsdorf. Der Monat verlief eintönig, war aber mit hoher Spannung geladen.

Der Angriff der Sowjets gewann immer mehr an Boden. Grosse Teile Ostdeutschlands gingen verloren. Es wurde in Ostpreussen und in Pommern gekämpft. Die Russen näherten sich unserer Gegend auf weniger als 100 km.

Das Elend der Verwundeten und der Flüchtlinge, die von Osten kamen, überschritt das Maass der Vorstellung. In unserem abgelegenen Krugsdorf merkten wir zunächst noch nicht viel davon. Doch auf gelegentlichen Fahrten nach Berlin sah man genug. Ich liess einmal auf unserer kleinen Station Zerrentin einen Güterzug anhalten, um einen schwerkranken Soldaten nach Pasewalk zu bringen. Er war aus einem früher in Zerrentin durchgelaufenen Zuge bei kurzem Halt ausgestiegen, um auszutreten, und hatte

beim plötzlichen Anfahren seinen Wagen, einen geschlossenen Güterwagen, nicht mehr erreicht. Jetzt sass er, nur mit Hemd, Hose und einer Decke versehen, zitternd vor Schüttelfrost im Stationsbüro und musste schnellstens wieder in Pflege gebracht werden. So liess ich also für ihn den nächsten durchlaufenden Güterzug anhalten. Es war kein Güterzug, wenn er auch aus Güterwagen bestand, sondern der Evakuierungszug eines grossen Krankenhauses aus dem Ostgebiet. Es würde die Tragfähigkeit eines jeden Menschen von normaler Gewissensbeschaffenheit bei weitem übersteigen das Elend verantworten zu müssen, das auch nur in einem einzigen der 28 überfüllten Viehwagen dieses Zuges anzutreffen war. Seit Tagen bei strenger Kälte unterwegs - wir hatten beinahe 30° minus -, ohne Verpflegung und fast ohne Wartung, ohne Möglichkeit des Austretens ausser bei den kurzen und zufälligen Aufenthalten auf offener Strecke, waren die Wagen überfüllt mit Schwerverwundeten, mit Schwerkranken, ein Durcheinander von Soldaten und Zivilisten; Wöchnerinnen mit ihren Neugeborenen, ein paar von ihnen in ihrer eigenen Nässe am blanken Boden festgefroren, (ein paar gestorbene Säuglinge hatte man schon aus dem Zug geworfen) die Schwerverwundeten, Frischamputierten, Schwerkranken hoch fiebernd, phantasierend, schreiend, stöhnend und verröchelnd. Sie lagen teilweise sogar ohne Stroh und ohne Decken.

Es war ein Symbol der Erfüllung und Vollendung des Dritten Reiches. -

Über den Stand meines Verfahrens war nichts Bestimmtes zu erfahren. Der Termin der kriegsgerichtlichen Verhandlung war noch immer nicht angesetzt. Es war also bisher gelungen die Sache auf die lange Bank zu schieben. Vielleicht ruhte der Vorgang noch immer in Bouhlers Schreibtisch. Das ganze war ein Wettlauf mit dem Ende, in dem man nur auf Zeitgewinn spielen konnte. Bisher war es gelungen die Angelegenheit hinauszuzögern. - Und doch wuchs wieder das Gefühl der Bedrohung. Ich musste weg von Krugsdorf und versuchen, möglichst in legalen Formen zu verschwinden. Die zunehmende Desorganisation des nazistischen Apparates würde das begünstigen. Auch war Pommern jetzt kein geeigneter Aufenthaltsort mehr. Die Kämpfe näherten sich täglich unserem Krugsdorf, und Wiebe bereitete schon den Umzug an den äussersten Westzipfel des Wehrkreises, in die Gegend des Schaalsees bei Ratzeburg, vor. Jedes weitere Vorrücken, jeder plötzliche Durchbruch konnte uns den Befehl zum aktiven Kampfeinsatz bringen. Unter normaler militärischer Anschauung hat zwar die Abwehr den strengsten Befehl ihre Mitglie-

der dem Kampfgeschehen unter allen Umständen fernzuhalten, denn sie dürfen als Geheimnisträger besonderer Art nicht in Feindeshand fallen. Doch hob das Regime diese Befehle jetzt auf. Sein einziges Bestreben war, alles Erreichbare ohne Rücksicht auf höhere Gesichtspunkte zwischen sich und den Feind zu werfen, um die Katastrophe und das Ende noch ein paar Tage länger hinauszuschieben.

Der Kapitän machte sich keine Illusionen. Auf eigene Verantwortung begann er mit der Verbrennung aller irgendwie entbehrlichen Geheimsachen, und begründete das mit der beabsichtigten Verlegung der Dienststelle westwärts in die ratzeburger Gegend. Wir sortierten tagelang Vorgänge und verbrannten viele Zentner Papier in einem eigens hinter dem Hause aufgemauerten offenen Ofen. Es waren interessante Dinge dabei.

Der Aufenthalt in Krugsdorf war in jeder Hinsicht ein Albdruck. Über die öde, nur von dünnen Kiefernbeständen durchsetzte pommersche Ebene pfiff fast immer ein eisiger Sturm. Der Gutshof war unschön und verbaut, die Inneneinrichtung im Stil der 90er Jahre geschmacklich ein Greuel. Das "Dorf" bestand aus elenden Hütten, meistens aus Lehm mit Strohdach, und seine Bewohner entsprachen durchaus der Umgebung, in der sie lebten. Unsere Unterkunft in einer dieser Hütten in einem kaum heizbaren Raum liess sehr zu wünschen übrig.

Zum Monatsende ergab sich ganz plötzlich die ersehnte Gelegenheit zum Absprung. Ich war bei schlechtem Wetter von Pasewalk nach Krugsdorf gegangen und zog mir bei dem mehrstündigen Marsch in Sturm und Kälte - wir hatten an diesem Tage etwa 25° minus - eine starke fiebrige Erkältung zu. Sofort setzte ich eine Dienstreise nach Berlin an, verbrachte dort im Adlon mit hohem Fieber zwei Tage und besorgte mir dann in genauer Einhaltung des Dienstwegs beim völlig überlasteten berliner Standortarzt von irgend einer Hilfskraft eine Einweisung zu Untersuchung und Behandlung in ein Lazarett nach Jüterbog. Ich brauchte dieses Papier, denn ich hatte dienstlich in Jüterbog nichts zu tun, wollte aber dorthin zu Werner Knothe, der dort Chef der medizinischen versuchsanstalt der Luftwaffe war und das weitere in die Hand nehmen würde. So fuhr ich denn zu ihm, besprach mich zunächst kurz am Telefon und liess mich von ihm beim Chefarzt eines dortigen Lazaretts zur Untersuchung einweisen. Sie ergab die erwartete Bronchopneumonie des rechten Unterlappens mit der mir schon bekannten röntgenologischen Verschattung. Man nahm mich sofort auf und brachte mich ins Bett.

Der Absprung war gelungen.

Nun galt es, zunächst die Pneumonie so gut als möglich auszuheilen, aber auch rechtzeitig wieder auszubrechen, wenn der russische Vormarsch bedrohlich näherkam. Es galt, den richtigen Zeitpunkt abzuwarten, ihn aber keinesfalls zu versäumen.

Jüterbog wurde jede Nacht mehrmals und manchmal auch am Tage von feindlichen Verbänden überflogen. Der strenge Befehl, bei jedem Alarm den Keller aufzusuchen, bedeutete für die Verwundeten und Kranken eine grosse Härte. Es war keine Kleinigkeit, allnächtlich mehrmals zum Marsch über zugige Korridore in eiskalte Keller aus dem Schlaf gejagt zu werden und in den Kellern mehr oder weniger lange Zeit auf die Entwarnung zu warten. Das Verfahren konnte der Ausheilung einer Bronchopneumonie nicht förderlich sein. So drückten wir drei Offiziere unserer Stube uns nach Verständigung mit den Diensthabenden Unteroffizieren um die Prozedur. Das Risiko, in einen Angriff zu geraten, war besser als sich jede Nacht neu zu erkälten.

Inzwischen rückten die Russen immer weiter vor. Der Schwerpunkt ihrer Angriffe lag zur Zeit in Pommern, doch machten sie auch in der Lausitz Fortschritte, nahmen Guben und überschritten die Neisse. Schon kamen scharfe Befehle das Lazarett in Verteidigungszustand zu bringen und gegen Angriffe bis zum letzten Mann zu halten. Die Leichtverwundeten und Kranken sollten Maschinengewehre, die zahlreichen Beinamputierten Panzerfäuste bedienen. Auch die Ärzte wurden ausdrücklich zu "verbissenem Kampf" verpflichtet.

Einst, in grauer Vorzeit, hatte in Europa so etwas wie eine Genfer Konvention existiert. Doch war sie offenbar schon lange wieder in Vergessenheit geraten.

Allmählich wurde es Zeit aus Jüterbog nach Süden zu verschwinden.

Der behandelnde Arzt wie auch der Chefarzt erklärten mich nach knapp 14tägiger Behandlung und erneuter Untersuchung für keinesfalls entlassungsfähig. Ich sollte mindestens noch 3 bis 4 Wochen liegen, dann wolle man weiter sehen. So musste ich, wollte ich herauskommen, mich irgendwie mit dem behandelnden Arzt rangieren. Es gelang, da er seine Frau in der Nähe sitzen hatte und sie gerne nach Süden abschieben wollte, bevor der Russe kam. Ich heizte ihn durch düstere Darstellung der militärischen Lage gehörig ein - die Darstellung entsprach im übrigen den Tatsachen - und erbot mich dann, seine Frau sicher und zuverlässig nach

Südbayern zu bringen, wenn er mich in etwa einer Woche in Erholungsurlaub nach Weitnau entliesse. Die dazu notwendige "Besserung" meines Befindens konnte man dem Chefarzt gegenüber durch Einschaltung einer Diathermiebehandlung plausibel machen.

Und so geschah es. Eine Woche später fuhr ich los. Krugsdorf wurde von diesem Szenenwechsel nicht informiert. Eine Woche vor der Entlassung von Jüterbog hatte ich dorthin noch die offizielle Mitteilung veranlasst, ich müsse mindestens noch 4 bis 6 Wochen dort in Behandlung bleiben. Bei der Entlassung nahm ich jetzt die dienstliche Meldung des Lazarets an Krugsdorf gleich selbst mit, um sie "persönlich" nach meiner Rückkehr zum Dienst dort abzugeben. Das war natürlich gegen alle Regel. Doch hatte ich mich mit der Schreibstube gut gestellt, und mein Mann dort ging ohne viel Umstände auf dieses mein Anerbieten ein. Der alte Kommishase wusste gut Bescheid; bei meinem Weggehen drückte er mir die Dienstpapiere für Krugsdorf mit einem verständnisvollen Seitenblick in die Hand und murmelte etwas wie: "Freiheit, wem Freiheit gebürt".

Es war erstaunlich, wie oft man immer wieder Menschen traf, die bereit waren einem zu helfen. Ohne sie wäre ich an all den Klippen längst gescheitert.

Die Reise war ein Kapitel für sich. Fahrpläne existierten damals schon nicht mehr, das Bahnwesen war durch die ununterbrochenen Luftangriffe und das übrige Durcheinander vollkommen desorganisiert. Die Züge mussten immer wieder umgeleitet werden. In Leipzig blieben tausende von Menschen auf dem Bahnsteig zurück. Der Zug lief schon total überfüllt in den Bahnhof ein, dabei standen dichtgedrängte Menschenmassen, die alle auf die Züge nach Süden warteten, an den Geleisen, bereit, sich auf die langsam einrollenden Wagen zu stürzen. Ein paar Reisende stiegen aus, und es gelang mir, mich in die Plattform des letzten Wagens zu quetschen. Die Trittbretter und Puffer hingen voller Menschen; bei der Aussentemperatur von etwa 15° minus konnte diese Art der Beförderung nicht sehr angenehm sein. -

Nach etwas mehr als dreitägiger Fahrt erreichte ich Weitnau. Das Fieber war wiedergekehrt und ziemlich hoch angestiegen. Ich musste und wollte wieder ins Lazarett. Zuständig war das Standortlazarett in Kempten. Dort hatte ich mich nach den militärischen Spielregeln krank zu melden.

Gerade deshalb wollte ich das vermeiden, zudem genoss gerade dieses Lazarett medizinisch keinen guten Ruf. Ich wartete also noch ein paar Tage, bis im Kempten gerade einmal wieder alles bis zum letzten Bett belegt war. Dann meldete ich mich telefonisch dort an und liess mich vom Schreibzimmer des Stand-

ortarzes "wegen Überfüllung" offiziell abweisen. Es war derselbe Trick wie vor 4 Wochen in Berlin. Dann fuhr ich sofort mit der Bahn nach Oberstdorf. Dort nahm mich Dr. German Wolf, ein Freund der Kollmanns, in Empfang. Er liess mich durch seinen Freund, den Oberstabsarzt Dr. Weber, Standortältester und Chefarzt aller Lazarette des Ortes, ins "Christliche Hospiz" einweisen.

Dort war ich aufgehoben wie im Märchen. Nach dem Aufnahmebefund, so wurde mir eröffnet, müsse/mindestens mit 8 bis 10 /man Wochen Behandlungsdauer rechnen. Das reichte also bis Ende April. Den Einmarsch der Alliierten ins Allgäu setzte ich für spätestens mitte mai an. Nach menschlicher Berechnung war ich also jetzt in Sicherheit. Nun musste die doch durch Verschleppung der Lungenentzündung stark tangierte Lunge in Ordnung gebracht werden. Die Gesundheit ist eines der wichtigsten Güter, wenn nicht überhaupt das Wichtigste. Sie ist die Voraussetzung für jede Leistung und jeden Erfolg. Wenn sie in Gefahr ist, so sollte man alles tun, um sie wiederherzustellen. Der beste Arzt und die beste Pflege sind gerade gut genug, und nirgendwo ist Sparen törichter als gerade hier.

Bei der Aufnahme im Christlichen Hospiz gab ich in der Schreibstube meine alte, inzwischen aufgelassene kopenhagener Feldpostnummer an. Die Aufnahmemeldung, die dorthin abgesandt wurde, konnte auf diese Weise erst einmalein paar Monate in der Gegend herumreisen und würde bei den jetzigen Zuständen mit grosser Sicherheit verloren gehen. Schlimmstenfalls würde sie nach langer Zeit als "unbestellbar" nach Oberstdorf zu rückkommen. Bis dahin war aber wahrscheinlich alles längst zu Ende.

So war mit einigem Glück erreicht, was ich erstrebt hatte. Ich war auf ganz legale, sozusagen vorschriftsmässige Art untergetaucht und dienstlich praktisch unauffindbar geworden, ohne dass mir eine Unkorrektheit nachzuweisen war. Der Kapitän in Krugsdorf, mit dem ich sehr gut stand, hätte mir ohnehin nie irgend eine Schwierigkeit gemacht; wahrscheinlich amüsierte er sich schmunzelnd über mein Verschwinden. Das RSHA konnte mich ohne seine Mitwirkung bei den verschiedenen Haken, die ich geschlagen hatte, nicht auffinden und hatte vermutlich jetzt auch Wichtigeres zu tun. Denn inzwischen war es Ende Februar geworden, und Deutschland zerfiel durch das Vorgehen der Alliierten Panzerarmeen praktisch schon in zwei Teile, eine Nord- und eine Südhälfte. Wahrscheinlich beschäftigte sich die SS vorwiegend mit ihrer eigenen Sicherheit. - Es war, wie ich nach Kriegsschluss erfuhr, hohe Zeit gewesen zu verschwinden. Herr Huppenkothen, SS-Standartenführer und Sonder-

bearbeiter OKW für den 20. Juli, hatte gerade jetzt, also gegen Ende Februar, nach Kräften versucht mich aufzustöbern und seine Bemühungen den ganzen März hindurch noch fortgesetzt. Allmählich waren sie doch dahintergekommen, dass ich, wie Huppenkothen sich damals ausdrückte, "oberfaul" sei. Die Erkenntnis kam zu spät. Ich war nicht mehr zu fassen.

Bald wurde durch das Vorrücken der Angelsachsen in Mitteldeutschland die Verbindung mit dem Norden gänzlich unterbrochen. Von da an, etwa Mitte März, war ich endgültig gerettet. Ich blieb bis 21. April im Lazarett, schon einige Zeit vorher war ich praktisch geheilt. Dem "Heldenklau", der uns zweimal besuchte, entging ich ohne Schwierigkeit. Diese "Ärzte" liessen Verwundete mit offenen, unverheilten Verletzungen und Kranke, die noch fieberten, aus ihren Betten zur Truppe kommandieren, als Pattons Panzer schon bei Hof, ja an der Donau standen. Das System blieb unverbesserlich bis zum letzten Augenblick.

Noch in den letzten Tagen versuchte der NS-Führungsoffizier, wie die politischen Kommissare des Nationalsozialismus bei der Armee hiessen, mir die NS-Führung des Lazarettes anzuhängen, und schliesslich sollte ich als letztes Ansinnen des Dritten Reiches noch Gift für die versammelten Helden der Ordensburg Sonthofen bereiten. Beide Zumutungen schaffte ich mir leicht vom Halse, in der NS-Führungssache bestens unterstützt von meinem Zimmergenossen L. Schömig, der wochenlang im Christlichen Hospiz mit mir zusammenhauste. Die Idee, mich als NS-Führungsoffizier für unser Hospiz vorzuschlagen, erregte bei ihm und einigen anderen, die uns näher kannten, eine unbegrenzte Heiterkeit, und ich wurde intensiv damit aufgezo-gen. Es war tatsächlich ein Meisterstück psychologischer Hell-sichtigkeit. Unser NS-Standortoffizier kannte mich persönlich garnicht.

Am 26. April wurde ich formell von der Aussenstelle des Wehrbezirkskommando Kempten in Altstetten aus der Wehrmacht entlassen. Mit einem intensiven Gefühl unbeschreiblicher Erleichterung zog ich meines Weges durch den Frühlingsmorgen, ohne Illusionen über die Härte der kommenden Zeit, aber als freier Mann. Allen materiellen Besitz musste man grundsätzlich als verloren ansehen und ganz von vorne wieder anfangen.

Ein gütiges Geschick hatte mich das Ziel erreichen lassen, das ich mir zu Beginn des Krieges gesetzt hatte: als Höchstmass vernünftigerweise vertretbarer Wünsche erbst

ich damals und strebte seither an, mit reiner Weste diesen Krieg und die Katastrophe, die ihm folgen musste, gesund zu überleben und mit der Familie wieder vereint zu sein, auch sie gesund und heil und bereit, das Leben in aller Süsse und Schwere weiter zu bestehen.

So wurde dieser Tag des Heimwegs durch den Bergfrühling dem einsamen Wanderer zu einem Feiertag der Freude und des Dankes, desgleichen er in vierzig Jahren kaum erlebt hatte.

Institut für Zeitgeschichte

Inhaltsverzeichnis.

<u>Kopenhagen, die erste Zeit</u>	3
Abwehr	11
Sabotage	25
Entwaffnung der dänischen Armee	28
Aktionen gegen die dänischen Juden	32
Gegenterror	33
Elberfeld	35
<u>das Jahr 1944, bis zum 20. Juli</u>	37
das Ende der Abwehr	39
Der 20. Juli	43
von 20. 7. bis 2. offenen Kampf mit u. f.	46
Der Fall Wilhelmsen	53
Ina Klein	59
Korn	66
Zwischenbilanz und neue Schwere- pläne	69

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Personalnotizen zu den Erinnerungen 1942 - 45

Andersen	Hauptmann d. Res. aus Flensburg, Sachbearbeiter III F bei der Abwehrstelle Kopenhagen
Barandon	Dr. Paul, Gesandter, Deutsche Gesandtschaft Kopenhagen
Best	Dr. Werner, SS-Gruppenführer, Reichsbevollmächtigter in Dänemark
Billig	Karl, Direktor der A/S Anilin, Kopenhagen
Bouhler	Philipp, Reichsleiter der NSDAP, Chef der Kanzlei des Führers, SS-Obergruppenführer Selbstmord d. Gift 1945
Bovensiepen	SS-Standartenführer, Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD in Dänemark seit 1943
Canaris	Wilhelm, Admiral, Leiter des Amtes Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht, verhaftet 23.7.1944, erhängt Flossenbürg April 1945
Choltitz	General von, Kampfkommandant von Paris 1944
Christian X.	König von Dänemark
Clausen	Frits, Führer der dänischen Nationalsozialistischen Partei
Engelhorn	Oberstleutnant im Generalstab, Chef des Stabes des Amtes Mil im Reichssicherheitshauptamt, erschossen wegen Beteiligung am 20. Juli
Engelmann	Hans Wolfram ("Lulu") von, Oberst, Leiter der Abwehrstelle Kopenhagen
Frebold	Kapitänleutnant im Stab des "Admiral Skagerrak"
Grote	Legationsrat im Auswärtigen Amt

- Haeften Werner von, Dr., Oberleutnant d.Res., Ordonnanz-offizier im Stabe des Befehlshabers des Heimatheeres, Freund des Stabschefs Oberst Graf von Stauffenberg, erschossen wegen Teilnahme am 20. Juli am gleichen Tage
- Halder Franz, General, Chef des Generalstabs des Heeres bis Sept. 1942
- Hanneken General von, Wehrmachtbefehlshaber in Dänemark
- Hansen Georg, Oberst im Generalstab, Leiter der Abt. "Fremde Heere West" im Oberkommando des Heeres, später Leiter Abwehr abt.I und Amt Mil im RSHA, hingerichtet wegen Teilnahme am 20. Juli 1944
(Strang)
- Hoesslin Dr.med. Hans von, Oberarzt d.Res., Leiter der Inneren Abt. im Standortlazarett Kopenhagen
- Hoffmann SS-Sturmbannführer, Leiter der Abt. IV (Geheime Staatspolizei) bei BdS Kopenhagen
- Hvass Frans, kgl. dänischer Legationsrat im dän. Außenministerium
- Huppenkothen SS-Standartenführer, Abt.leiter im Amt IV des RSHA
- Knothe Werner, Prof. Dr.med., Röntgenologe an der Universität Berlin, Präsident der Deutschen Röntgen-gesellschaft, Leiter der Medizinischen Versuchsanstalt der Luftwaffe, Oberstabsarzt d.Res.
- Lüpke Zollamtman, Leiter der Zollhauptstelle Warnemünde
- Mitis Oscar Freiherr von, Attaché an der Deutschen Gesandtschaft Kopenhagen
- Nordenthoft kgl. dänischer Oberstleutnant, Chef des Nachrichtendienstes des dän. Generalstabs
- Ogilvie Oberstleutnant im Generalstab, Referatsleiter Russland in der Abt. "Fremde Heere Ost" im OKH

- Ohletz Oberstlt. i. Generalstab d. Luftwaffe, Abt.leiter im Amt Mil, RSHA
- Oster Hans, Oberst und Leiter der Zentralabt. des Amts Abwehr im OKW, erhängt Flossenbürg April 1945
- Riedel Korvettenkapitän, kommandiert zum Marineattaché Deutsche Gesandtschaft Stockholm
- Rundstedt Gerd von, Generalfeldmarschall, 1944 Oberbefehlshaber West
- Rommel Erwin, Generalfeldmarschall, 1944 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B
- Schulz Günter Dr.iur., Rechtsanwalt, Hauptmann d.Res., stellv. Leiter der ATP Kopenhagen
- Stein Ina von, geb. v. Puttkamer, Leiterin des Heims der Marinehelferinnen in Kopenhagen
- Vermehren Dr. Erich, Angestellter der Abwehr in Ankara
- Wiebe Kapitän z. See, Leiter der Abwehrstelle Stettin, verlagert nach Krugsdorf i. Pommern
- Wilhelmsen Nils Erik, Generalsekretär des Ausschusses für dänisch-deutsche Zusammenarbeit im dän. Aussenministerium, Fabrikdirektor
- Wurmbach Admiral, Marinebefehlshaber in Dänemark (Dienststelle "Admiral Skagerrak")

ferner:

- Brasch Dr. Arved von, Jugendfreund, heiratete Frl. Hertha Kollmann, Weitnau, gefallen im Osten Okt. 43
- Dörnberg Alexander Freiherr von, Gesandter, Chef des Protokolls im Ausw. Amt, Schwager von H. Horn
- Schacht Presse- und Kulturattaché beim Reichsbevollmächtigten in Dänemark (nicht verwandt mit Dr. Hjalmar Schacht)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Nachtrag.

Ich schreibe diesen Abschnitt meiner Erinnerungen, ebenso wie den ersten Teil für meinen Sohn. Vielleicht sind die sachlichen und persönlichen Angaben später einmal für ihn von Interesse. Die Gründe, die mich zu diesen Aufzeichnungen veranlasst haben, sind im Übrigen in der Einleitung zum 1. Teil der "Erinnerungen" schon dargelegt.

Zweierlei möchte ich hier nachtragen.

Ich habe in den Seiten dieses Heftes versucht die grosse Linie nachzuzeichnen, in der die Ereignisse der letzten Kriegsjahre von meinem persönlichen Standpunkt aus verlaufen sind. Dabei sind viele Einzelheiten, besonders solche persönlicher Art, naturgemäss nicht erwähnt worden. Gerade weil diese Blätter für meinen Sohn bestimmt sind, also für den Familiengebrauch, so soll hier noch festgehalten werden, dass ich während der düsteren und kritischen Zeit um die Jahreswende 44/45 vonseiten meiner Cousine, oder besser gesagt: Tante Ellinor Bomhard, geb. d'Haussonville eine Hilfe erfahren habe, die für mich von hohem Wert war. Sie bereitete eine Intervention bei Jodl vor, dem Chef des Wehrmachtsführungsstabes, die anlaufen sollte, sobald eine Entscheidung über das Verfahren gefallen oder weitere Massnahmen der Stapo fühlbar geworden seien. Wenn es dann auch nicht zu diesem Schritt bei Jodl gekommen ist, weil ich mich den Schwierigkeiten auf andere Weise entzog, so ist doch der gute Wille anzuerkennen, um so mehr, als Ellinor damals noch aus ehrlicher Überzeugung sehr nationalsozialistisch dachte. Ich muss allerdings hinzufügen, dass ich ihr damals meine wirkliche Einstellung zum Dritten Reich nicht in voller Schärfe deutlich machen konnte, sie hätte sonst wohl kaum wie vorgesehen helfen wollen.

Die zweite Feststellung betrifft meine Einstellung zu Hitler und seinen Auswirkungen. Das Problem, wie man sich nach dieser Richtung zu verhalten habe, hat mich lange Zeit sehr intensiv beschäftigt.

Hitler hatte Genie und Intuition, aber längst nicht so viel als er selbst annahm. Der mathematisch rechnende Verstand kann sich irren, aber intuitive Einsichten unterliegen ebenso den Mängeln menschlicher Erkenntnis - auch sie können falsch sein. Auf die Dauer kommt man mit dem kühl rechnenden Verstand weiter. Am besten ist eine Combination beider Wege - sie ist im Dritten Reich und besonders im Kriege völlig misslungen. Die Vertreter beider Richtungen misstrauten und bekämpften sich, sie erkannten wechselseitig nicht das Gute und Richtige an, das beim

Anderen zu finden war. Hitler unterlag immer mehr der Zügellosigkeit und Masslosigkeit seines Charakters. Er beging elementare Fehler und sah sie niemals ein. Die deutsche Kriegspolitik und Strategie, für die er allein verantwortlich war, war von Grund aus verfehlt.

Dazu kam, dass dieser Mensch vollkommen amoralisch war. Sein Vorgehen gegen die Juden und in den besetzten Ostgebieten zeigte dies mit aller Deutlichkeit. Wenn es überhaupt eine Wertskala gab, die unserer abendländischen Entwicklung entsprach, so konnte man Hitler nur ablehnen, wenn und sobald man einmal die Hintergründe dieses Genies der Täuschung erfaßt hatte.

Es war klar, dass er Deutschland zugrunde richten und für unzählige Menschen in und ausserhalb Deutschlands Unglück bringen musste.

Jede Verschwörung, und mag ihr Ziel noch so berechtigt und auf keinem anderen Weg erreichbar sein, bringt für die Beteiligten einen Makel mit sich. Darüber war ich mir von Anfang an klar. Aber das musste in Kauf genommen werden. Es gab, so wie die Dinge lagen, keine andere Entscheidung. Man konnte nicht seinen "guten Ruf" erhalten um den Preis millionenfachen Elends ringsumher. Ein Konflikt mit dem Regime wurde dadurch unvermeidlich.

Von diesem Standpunkt her ist alles zu verstehen, was über diesen Konflikt im Vorstehenden geschildert wurde.

Leutstetten, im März 1950.

Berichtigungen.

S. 48 Abs. 5 ist zu berichtigen, dass an dem Durchbruch der Invasionsarmee am 3. August 1944 bei Avranches keine britischen Verbände, sondern nur die 3. Amerikanische Armee (Patton) beteiligt war. Die beiden worte "und britischen" fallen daher fort.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dr. Hans von Döberitz
1875 - 1945
1945 - 1945

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dr. Heinz von Bomhard
813 Starnberg
Prinz-Karl-Str. 48, Tel. 4773